Zeitschrift: Schweizer Schule

Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz

**Band:** 11 (1925)

**Heft:** 53

**Anhang:** Seminar : Beilage zur "Schweizer-Schule"

Autor: [s.n.]

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 24.11.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

## Seminar

#### Beilage zur "Schweizer=Schule"

Schriftleitung: Georg Schnyder, Seminarlehrer, hitfirch

Inhalt: Zur Einführung — Bom Bodensee — Der große Fehler — Die rätoromanische Sprache — Zum Gesschichtsunterricht — Hochhaltung des Heimatlichen und die Monatsnamen — Brief aus Histirch — Ein Schulbesuch — Die junge Zeit

#### 

## Zur Einführung

Liebe Seminaristen!

Die ""Schweizer-Schule" bringt hier eine neue Beilage. Sie ist für Euch bestimmt und soll ganz nach Euern Wünschen gestaltet werden.

Der Schriftleiter tritt bescheiden in den Hintersgrund. Er verzichtet sogar auf eine Programmepistel. Zwar tut er dies nicht gern, weil vor allem zu flagen wäre über die gänzlich mangelnde Fühlung zwischen unsern Lehrerbildungsanstalten; aber er will den farg bemessenen Raum ganz zu Eurer Verfügung stellen. Auf eine erste bescheidene Bitte sind so viele Arbeiten eingetroffen, daß wir ein viel seitenreicheres Blättchen in die Welt hinaus schifsten könnten.

Die Auswahl war schwer zu treffen, und etliches mußte überdies gefürzt werden. Die erste Nummer ist vielgestaltig; sie bringt neben mehr wissenschaftlichen Aufsähen auch Stimmungsbilder. Was gefällt Euch besser? Was vermißt Ihr? Wollt Ihr in Eurem Blättchen einen Brieffasten? Quartalberichte aus unsern verschiedenen Seminarien? Bringt Eure Wünsche frisch und frank vor! Macht Vorschläge und Anregungen! Vor allem: benützt die Gelegenheit zu den ersten schriftstellerischen Flugversuchen!

Das "Seminar" will in keinen Wettbewerb treten mit den andern Beilagen des Hauptblattes. Der Seminarist wird sich nicht neben die Praktiker der "Bolksschule" und neben die Gelehrten der "Mittelschule" stellen wollen. Um ein Bild zu gebrauchen: den Rednern im großen Saal wird er lernbegierig lauschen, und in die verschiedenen Stuben der Lehrer wird er gern einen gwundrigen Blick wersen, aber hantieren mag er nur im Dachzimmer unter seinesgleichen. Und der hier die Aufsicht führt, wird freilich dafür sorgen, daß ein guter Ton herrscht; im übrigen freut er sich umso mehr, je lebhafter Ihr Euch gebärdet.

Selbstverständlich haben auch die Seminaristinnen bei uns ihren Platz; wir geben ihnen sogar
feierlich das Vollbürgerrecht; und wenn von den
freundlichen Beiträgen aus Stans, Cham und Balbegg diesmal auch nur ein einziger Aufnahme gefunden hat — ach, leider noch start beschnitten! —
so wollen wir damit nicht sagen, daß wir die weibliche Mithilfe nur aus Gnade und auf Zusehen dulben. Nein, wir wissen ganz gut, daß die werdende
Lehrerin die gleiche Achtung verdient wie der fünftige Lehrer: beide sollen einst der nämlichen hoben
Sache ihr Leben widmen!

Gewiß wäre es auch wünschenswert, wenn die Seminarlehrerschaft ein Fachblatt hätte. Ueber manche wichtige Ungelegenheit fönnte man sich hier beraten. Unser "Seminar" steht den hohen Herrschaften aber nicht zu Diensten; es gehört ganz den Zöglingen! Tatsächlich wächst in unsern Seminarien manche Persönlichkeit heran, die später etwas geleten wird; und manch einer hat schon jest etwas zu sagen, wäre es auch nur ein leiser Stoßseuszer in dichterischer Korm.

In den 1850er Jahren kam es vor, daß die Zöglinge verschiedener Seminarien ein gleiches Ausflugsziel wählten und sich in turnerischen und gesanglichen Wettkämpfen maßen. Diese schöne Sitte lebt nicht mehr, troßdem — und seitdem! — wir Eisenbahnen besitzen.

Wenn es nicht möglich ist, daß Ihr einander von Angesicht kennen lernt, so tretet wenigstens gestig miteinander in Berkehr!

Seid alle berzlich gegrüßt! Nehmt die Versi= cherung, daß Euch jederzeit mit Freuden zu Ver= fügung steht

Der Schriftleiter.

#### Vom Bodensee

Wenn es wahr ift, daß eine Landschaft auf den Menschen Einfluß hat und ihre Szele sich in die des Menschen eingießt, so ist mir die Liebe zu un= jerer Heimat, Die Liebe zu unserm Geburts= und Jugendlande ein trefflicher Beweis dafür. Natur kann infolge unserer freien offenen Kinderfeele am ehesten in uns Platz ergreifen und bas ganze Leben hindurch in uns fortwirken. Darum liebt der Sohn der Berge seine Höhen, weil sie sich mit ihm verbrüdert haben; sie bilden zusammen ein Naturganzes. Deshalb hat der Seebewohner in Höhen immer wieder das Beimweh nach der weiten blauen Fläche, weil er ohne den Sec, ohne die unendliche Weite, sich nur etwas Halbes fühlt. Und weil es zulett nur eine Schweiz gibt, so lieben wir sie aus echtem Stolze. Dieses Jugendland bleibt in uns wie eine Gnade, die lebt und immer neu sich wirkt.

Aber auch fremdes Land fann mit immer neuer Schöpferfraft uns anziehen und bannen und bleisbend uns an seinem Bilde groß erziehen. Wir sagen bann: "Er hat sich langsam baran gewöhnt." Gewohnheit ist aber etwas Fesselndes, etwas, dem ichwer zu entsagen ist.

Rorschach ist außerordentlich reich an fesselnden Naturschönheiten. Denken wir nur an die schöne Lage am See, an die malerische Landschaft des Rorschacherberges und an die sich öffnende Ebene gegen Westen hin. Das Landschaftsbild ist kein abgeschlossenes, sondern vielmehr ein weites, das durch den See noch größer, nicht aber zerstreuender wirkt. Wie weit nun diese Zusammenhänge dem Kommensden erkennbar sind, so kann er sich doch im Ansang nicht glücklich schätzen, gerade in diese Gegend versichlagen zu sein, und er braucht Tage und Wochen, bis er anfängt mitzuleben.

Anfangs litt auch ich barunter; benn ich war in einer Gegend erzogen worden, die feinen See hatte, in einem Dorfe, das von Höhen und Hügeln allseitig umschlossen war. So hielt ich mich nicht an die fremde Natur, sondern an die "Offenbarungen der Schule" und fand zu ihnen umso mehr Hin-neigung, se mehr mir meine Heimat nicht ersetzt werden konnte. Wenn ich aber auch darin nicht die gewünschte Befriedigung fand, so suchte ich bei meinen Freunden Ruhe und Liebe. Und es ist wohl in dieser Zeit niemand so wohltuend als ein guter Freund, der uns versteht, liebt und auch stützt.

Das gesellige Leben unter uns wird gepflegt burch einen kleinen Orchesterverein und einen Turnverein. Schade ist es, daß nicht auch eine kleine literarische Gesellschaft vorhanden ist, die den Zweck hätte, uns Schweizerlehrer mit deutschen Dichtungen, und mehr noch mit den schweizeri= schen Erzeugnissen befannt zu machen. Aber es ist vielleicht schon ein Anfang gemacht durch den neulich von uns Seminaristen dargebotenen Mozartabend, in dessen Mitte zum erstenmale vor der großen Lehrer- und Schülergemeinde auch ein Vortrag über Mozart stand.

Durch das Gebundensein an das Haus werden die freien Stunden fostbar und deswegen für den Naturfreund doppelt reich. Und in landschaftlicher Hinsicht bietet Rorschach unsäglich viel. Der See mit seinen lachenden Ufern, sonnenbeschienen Forsten, grünen Matten, wallenden Obstwäldern des Diesseits und dem leis herüberstrahlenden Jenseits, das manchmal wie ein verhallender berüberklingt, bauen in uns eine neue Beimat auf. Wir lieben die große blaue Fläche, wenn sie Spiegel der Landschaft ist, lieben das graue Wasser, wenn es in peitschenden Wellen das Ufer bestürmt. Und haben wir flares Wetter, fliegen weiße Wol= tenfähne über dem See, so begreifen wir auf ein= mal Ferdinand Hodlers wundersame Seebilder. — Wer aber den See im Monde schauen will. Ber lese das Gedicht von Unnette von Droste=Hülshoff, das heißt: "Mondesaufgang". Er wird darin das milde, verklärte Licht fühlen, in bem unsere Gegend selig lacht und zittert.

Der Sommer ist hier prangend, voll, daß man die Ueberfülle fast nicht ertragen kann. Ich liebe den Frühling. Man sieht ihn aus dem Wasser langsam hinauf bis über den Sügelzug fteigen. Sind Die Wiesen oben am Hang noch gelb, so erlöst uns unten das saftgrüne Land von jedem Winterleid. Und geht gar noch ein lauer Wind erlösend in den Höhen, so leben die mittelhochdeutschen Frühlings= lieder neu auf, und man singt: Abî, nu kumet uns diu zît, der fleinen Vogellîne sanî . . . . Dann dehnt, weitet sich das Auge; das Berg hebt sich und schlägt, wie wenn die Liebe uns umfangen hielte. — Den Herbst lieb ich, weil er mir nochmals die Wiese wiedergibt, der ich zwischen Stämmen den Berg hinauf nachsehnen kann. Die Marheit ist in dieser Zeit groß, bas ganze Bild wird näher und abgeschlossener. Aber bald stellen sich die Nebel ein, die uns den Rorschacherberg, den "hohen Olymp", in undurchdringliche Wolken einhüllen.

Ja, er ist tatsächlich ein Götterberg, aus dem die Geister ihre Blitze entsenden und in donnernden Wagen hoch über dem See, sern hinter fremden Hügeln rollend verschwinden. Doch manchmal zerreißt die Sonne den dichten Wall, und hoch oben strahlt silberüberflutet die gewöldte Götterwiese zu uns herab. Ueber diesen Berg gehen die starten Gewitter. Die Wolfen wallen über ihn oder sehen in wildem Sturme wie auf schnellen

Hengsten hinweg. Dann rauscht der Wald; es ist, als ob ein großer Heerzug mit verworrenem Murren, Waffengeklirr, kläffenden Hunden und wiehernden Pferden und polternden Wagen, wie im Traume über ihn hinweg, nach Osten zöge. — Es wäre ein richtiger "Prometheushügel" nach der Auffassung von Arnold Bödlin. — Im Winter, wenn der Schnee girrt und der hohe Hügel wie gefroren steht, gibt es wohl keinen schneehügel mit kristallenen Tannenwäldern zu denken.

Rehren wir nun noch einmal an den See zurück. In trüben Herbsttagen vermengt sich der Nebel mit der grauen Wassersläche. Dann scheint der
See ein Meer ohne User zu sein. Oder man erlebt
die Täuschung, als ob der See eine einzige, sanstansteigende, kommende Welle wäre. Dann dringen
wir so starr in die graue Ferne, so selbstverloren,
so sehnsüchtig. Der graue Borhang öffnet sich,
und wie ein gottgesegnetes Siland zieht das senseitige Farbenuser unser ganzes Sein hinüber. Wie
schwer drückte es mich zu wissen, daß über dem
See Menschen darbten, und wir ihnen in tausend
Fällen, wo wir es imstande gewesen wären, nicht

helfen dursten. Hat denn nicht jeder See, so auch der Bodensee, etwas Einigendes in sich? Warum soll dieser natürliche Gedanke nicht zur Ausübung kommen? In hellen Wintertagen bietet der Blick von Rorschach nach den zwei vorspringenden Seesorten Arbon und Romanshorn dem Auge wunsderbare Bilder. Das näher gelegene Arbon mit seinem breiten Kömerturm malt ein sonniges Land zu uns, während Romanshorn traumversunken das liegt. Es erweckt in mir das Bild einer russischen Hafenstadt im Winter; so stelle ich mir Petersburg vor, weit von der See aus gesehen.

Nun glaube ich nicht mehr, beweisen zu müssen, baß Rorschach mir lieb geworden ist. Wie die Leuste hier sind, kann ich nicht sagen, da ich sehr wesnig mit ihnen in Fühlung komme. Doch ich habe die Gegend zu lieben versucht und wurde reichlich wieder geliebt. Wer aber voll und ganz den Geist dieser Lande in sich ausnehmen will, der wende sich an das einstige kränkliche Mädchen mit hellblauen Augen, an die spätere jungfräuliche Frau: Unnette von Droste-Hülshoff.

Richard Mojer, Rorichach.

#### Der große Fehler

Ein Tagebuch liegt vor mir. Es ist in den letze ten Sommerferien entstanden und erinnert mich an meine erste Stellvertretung.

Es war in einem fleinen Bergdorf. Meine Schüler waren alles Bawernjungen. Sie brachten mir den würzigen Duft des geernteten Heus in die Schule, stritten sich in der Pause, wer am meisten Milch in die Käserei bringe und erzählten mir von hundert Dingen, die für einen Bauernbuben höchst wichtig sind.

So beweglich und geschwätig sie aber in der Pause waren, ebenso still waren sie während des Unterrichts. Hier waren es gar nicht mehr die gleischen Kinder mit der frischen Ratürlichseit und der findlichen Lebendigseit. Das gesiel mir nicht. In Besolgung von Salzmanns Satz, daß von allen Fehlern seiner Zöglinge der Erzieher den Grund in sich selbst suchen müsse, stellte ich eine ernste Gewissensorschung an; ich bereitete mich jeden Abend noch gründlicher auf die Lettionen vor und schrieb noch mehr Seiten voll Präparationen. Aber es half alles nichts, bis ich ganz zufällig den Feheler entsecte.

Es war an einem sonnigen Nachmittag, an dem die Bauern ihre Buben auf dem Felde wohl brauschen konnten. Darum durften die Schüler der drei obern Klassen zu Hause bleiben. Trübselig rückten die Kleinen her, die lieber einem Schmetterling nachgejagt wären als sich eine Stunde lang mit den dummen Buchstaben abzuplagen. Auch ich hatte keine große Lust, dem Stundenplan weiter zu

folgen, der mir noch Sprachunterricht befahl. Und so fragte ich: "Was wollen wir denn heute noch machen?"

Ich erschraf fast selber ob meiner Frage. Wenn sett ein Inspettor in der Nähe gewesen wäre! Auch die Kinder schienen überrascht zu sein, denn alle schwiegen. Doch nur einen Augenblick. Un'd dann ging's sos in freudigem Durcheinander:

"Beichnen!"

"Eine Geschichte erzählen!"

"Nein, Lieder singen, Lieder singen!"

Bu meinem Schrecken vereinigte der lette Wunsch die meisten Stimmen auf sich, denn ich bin fein Sänger! Meine Alassengenossen im Seminar beneideten mich oft um meine freien Stunden, in denen sie sich mit Harmonielehre, Gesangmethodif und andern derartigen Dingen beschäftigen mußeten. Sonst fümmerte ich mich um diese Fächer blutwenig. Heute aber wäre ich um nur ein wenig mussischlisches Talent und um ein bisichen gesangsmethodisches Geschick froh gewesen. Doch es gab kein langes Ueberlegen. Und so teilte ich den Kindern meinen Entschluß mit: "Heute dürft ihr mir ersählen und singen, was ihr wollt!"

Doch vorher schlossen wir die Fensterläden, um vor der heißen Sonne sicher zu sein. So saßen wir in einem traulichen Halbdunkel. Irgendwo durch eine Ritze stahl sich ein Sonnenstrahl zu uns herein. Tausend und tausend kleine Stäubchen spielten darin. Und ganz hinten, in einer staubigen Ede, glaubte ich die Poesie sitzen zu sehen. Nicht

die steife alte Dame Kunstpoesse, sondern das Bauernmädchen Volkspoesse mit seinen strohgelben Zöpfen und seinem schelmischen Lachen.

Was ich vorher nie erreicht hatte, geschah: jett redeten meine Schüler. Sie erzählten mir von ihren Erlebnissen, sangen Lieder, die ihnen nicht durch graue Notentheorie verleidet wurden, und ein kleiner Knirps deklamierte mir allerliebst vom Weihnachtsbaum. Es siel keinem auf, daß wir ja erst Sommer hatten.

Als die Stunde zu Ende ging, waren Schüler und Lehrer um ein Erlebnis reicher.

Ich aber hatte meinen großen Fehler erkannt und wußte nun, daß wir nicht die Kinder mit uns selber verwechseln dürfen. Die Schule soll die Kinder zu Worte kommen lassen. Sie soll — ohne ewiges Kritisieren — die Eigenart der Schüler achten. Nur so wird sie freudiges Leben schaffen, nur so auch wird sie Persönlichkeiten erziehen können.

#### Die rätoromanische Sprache

Von Mathias Tuor, Chur

1

Es wird unsere lieben Freunde im Unterland vielleicht interessieren, einiges über das Leben und Denken ihrer Rameraden im hochgelegenen Bundnerland zu erfahren. Wohl in der ganzen Schweiz gibt es kein Lehrerseminar, in dem drei Landes= sprachen vertreten sind, wie bei uns in Chur. Fried= lich sigen der Deutschgeborene, der Romane und der Italiener, wie treue Brüder, auf der gleichen Schulbank. Nur die Liebe zur Muttersprache fügt die einzelnen Gruppen fester ineinander. Besonders wir Romanen halten stark zusammen. Wie fühlen sich unsere Berzen gehoben, wenn es uns beschieden ist, ein Stündchen ungestört in unserer Muttersprache zu plaudern, besonders wenn bie klangvollen romanischen Lieber "sco nies agen Rein atras las vals dil Grischun"\*), aus der Mitte unseres wafkern romanischen Schülerchores erschallen! Zwar ist die romanische Sprache weder allgemein bekannt, noch weit verbreitet; aber dennoch ist sie uns un= endlich lieb. Ein edler Sprosse der alten lateinischen Sprache, mit eigener Berfunft und eigenen Gesetzen, hat sie ein recht interessantes Schicksal gehabt, wie wir jest sehen werden.

Das Romanische entstammt dem Vulgärlatein, aus dem es sich nach und nach, wie alle andern neulateinischen Sprachen, entwickelte. Die Ueberreste aus der ersten Periode sind aber hier, wie überall, sehr dürftig, da der Gebildete noch immer das alte, echte Latein als Schriftsprache benutzte. Erft zur Zeit der Bölkerwanderung, durch bie das römische Reich durch Bölter, die größtenteils anberer Sprache (waven, zersprengt wurde, mußte das flassische Latein den Mundarten bes Bolfes weichen. Besonders wichtig ist die Zeit, in der die Rirche den Gelstlichen befahl, in der Sprache des Volkes zu predigen. Für uns geschah dies auf der Spnode zu Mainz im Jahre 847. Dieses Datum hat für uns große Bedeutung; denn es zeigt, daß man schon damals von einer romanischen Sprache reden

\*) "Wie unser Rhein durch die Bündner Täler." Aus dem Gedicht "Al cont Romontsch" von Fl. Cas mathias. fonnte, und es bildet ferner den Anfang unserer Literatur, indem nämlich eine Anzahl Predigten ins Romanische übersetzt wurden, das zu jener Zeit ganz Rätien, sowie das Borarlberg und Tirol umfaßte.

In der zweiten Periode der Geschichte unserer Sprache — von 800-1500 — mußte das Romanische vielerorts seine Bedeutung einbüßen uni) dem Deutschen weichen. Dies geschah aus verschiedenen Gründen. Die politische und kirchliche Macht, die bis dahin von Romanen ausgeübt worden war, geriet in der ersten Hälfte des IX. Jahrhunderts in deutsche Hände. Die Folge war, daß bloß das ge= meine Volt das Romanische robete, während die Gebildeten mit Vorliebe das Deutsche sprachen Zudem ließen sich viele deutsche und schrieben. Raufleute und Handwerker in romanischen Dörfern und Städten nieder. Deutsche Bauern bildeten in abgelegenen Gegenden ganze Rolonien im rätischen Lande. Zeugnis davon geben die noch jett bestehen= den deutschen "Sprachinseln", wie Obersagen, Vals im Lugnez etc. Alles das waren harte Schläge für die Existenz unserer teuern Muttersprache. Immer= hin hatte die Gründung der drei Bünde Rätiens echt romanischen Charafter. Dadurch mußte bie Germanisierung für einstweilen haltmachen. Unser Ranton war am Ende des XV. Jahrhunders noch ganz romanisch, ausgenommen die Städte Chur und Maienfeld, sowie die genannten "Inseln".

In die erste Hälfte Des XVI. Jahrhunderts fällt Unfang der geschriebenen und gedruckten romanischen Literatur. Mit seinem Liebe Chanzun dalla guerra dalg Chiasté d'Münsch\*) wurde der Ladiner Johann Travers, 1527 beren Bater. Die Religionstriege Bündens brach= ten barauf eine ganze Unzahl gedruckter Bücher zum Vorschein, im Engadin seit 1552, im Ober= land seit 1601. Trot dieser verbreiteten Literatur gingen uns jedoch auch nach 1500 viele Gegenden verloren. So umfaßt das Romanische heute bloß die Gebiete des Vorderrheintales bis Ems, die Ge= biete der Julia und der Albula, sowie fast das ganze Engabin und das Münstertal. Ferner freuen

<sup>\*)</sup> Das Lied vom Müsserfrieg.

wir uns unserer romanischen Brüder, die draußen in den Dolomiten und drunten in Friaul am Adriatischen Meere unsere Muttersprache zu bewahren wußten. So bilden wir heute noch immer eine anssehnliche Familie von rund 40,000 Seelen.

Es ist nur zu bedauern, daß es uns Romanen trot der geringen Ausbehnung unserer Mutter= iprache nicht möglich war, eine einheitliche Schrift= sprache herauszubiden. Tatfächlich bestehen nämlich deren zwei, die ihrerseits wieder verschiedene Dia= lette umfassen, nämlich das Ladiner- und das Oberländer=Romanisch. Diese zwei Hauptsprachen be= sigen nicht nur viele verschiedene Wörter, sondern sie unterscheiden sich auch hinsichtlich ihres Charakters. Das Oberländer=Romanisch — das auch im Oberhalbstein gesprochen wird — hat etwas Bestimmtes und Männliches in sich, weshalb es auch von Komponisten bevorzugt wird. Das Labin hin= gegen klingt weicher und geschmeidiger, sodaß es uns eher an das alte Latein erinnert. Der mit uner= schöpflichen Mühen verbundene Versuch von Pater Plazidius a Speschu (1752—1833) und besonders von I. A. Bühler (1825—1897), die beiden Idiome zu verschmelzen, schlug fehl; aber seither standen große Männer mit Leib und Geele fur Das Aufblüben der rätoromanischen Sprache ein. So sam= melte der Oberländer Dr. R. Decurtins, "der Löwe von Truns", (1855—1916), alle Rleinodien unserer Sprache in seiner Chrestomathie, wodurch das Romanische plöglich, wie aus dem Boden gewachsen, Dastand. Seither erschienen einige gründlich durchgearbeitete Grammatifen und Orthographiebucher. So freuen sich die Engadiner heute der fostbaren Grammatiken von Pallioppi und Welleman, sowie der vor wenigen Jahren erschienenen Orthographie von Prof. N. Gisep. Wir Oberlander sind der Orthographie von Prof. R. Muoth Dank schuldig. Vor allem aber hat sich Prof. Dr. Joh. Cahannes

burch seine Grammatik, die, obwohl die erste dieser Art, ein unschätzbares Kleinod bedeutet, besonders verdient gemacht. Zudem erwarten wir in den nächsten Jahren ein romanisches Wörterbuch, an dem Dr. R. Bieli schon seit mehr als einem Jahre arbeitet.

In allen diesen Werten strebt man nach der Einigung der romanischen Sprache, was allerdings nicht von heute auf morgen geschehen kann. Wenn dies aber einst zustande kommt, so wird es zum größten Teil wohl ein Verdienst der "Ligia Romontscha" sein, welche Vertreter aller Sprachgruppen umfaßt, und die schon lange für das Gedeihen des Romanischen arbeitet.

Diese fräftige Bewegung in unferer Sprache, die, wie ein starker Frühlingswind, durch alle unsere Täler weht, ist nicht dem Eigenfinn und der Phan= tafie von Leuten entsprungen, die gerne Luftschlösser bauen, wie man leider manchmal hören muß. Sie ist der Pulsschlag der romanischen Seele, das räto= romanische Volk selbst, das sich in seiner Sprache und in seiner Rultur bedroht fühlte. Doch jett steht dieses Rleinod in der schönsten Blüte da; und wie eine mächtige Bündner Arve jedem Sturm und jedem Gewitter trott, so bietet auch das Romanische heute allen Drohungen und Gefahren mutig die Stirne. Wir bliden darum mit hoffnungsvollen Augen in eine glückliche Zukunft und sehen alle Ueußerungen unseres Lebens immer enger verbunden mit unserer romanischen Muttersprache, zu deren Schutz und Schirm wir die ganze Tatkraft einsetzen wollen, bis dann endlich

"... ins mo aunc sin fossa a nus recitescha en viarva romontscha il davos paternies."\*)

(v. Joh. Cadieli.)

### Vom Geschichtsunterricht

Ein ungeheuerlicher Buft von Schriften methodischen Inhalts ist in den letten Jahren erschie= nen. Ueber die zufünftige Gestaltung der einzelnen Unterrichtsfächer wurde und wird drauflosgeschrie= ben; aber über Methodik 1des Religions= und Ge= schichtsunterrichtes werden die Stimmen merkbar spärlicher. Vereinzelt hört man zwar auch da ge= wisse Forderungen. Ziemlich allgemein herrscht z. B. die Ansicht, unsere Lehrmittel genügten den Unforderungen eines anregenden, fruchtbaren Geschichtsunterrichtes nicht mehr. Es ist hier die Rede von den Lehrbüchern für Primar= und Mittelschu= len. Die Kriegs= und Fürstengeschichte bildet den Sauptinhalt, den Rern dieser Geschichtsbücher; infolgedessen bleibt für Rulturgeschichte gang natür= lich ein allzu spärlicher Raum. Diesem Migstande

will man abhelfen. Die Fonderung, der Kulturgesichichte eine größere Bedeutung beizumessen, als es bisher geschah, ist berechtigt.

In erster Linie hat der Lehrer ein Interesse an der Berwirklichung dieser Forderung. Der Stoff ist für sich sehr anregend; er wird dem lernbegierigen Schulmeister, der sich darin umsieht, jedesmal wiese der Neues bieten können. Das kann die Kriegsgeschichte nicht in dem gleichen Maße. Mich dünkt, diese Kamps und Schlachtengeschichten müßten den Lehrer mit der Zeit langweisen. Sie enthalten im Grunde genommen immer das gleiche. Auch der Schüler trägt von diesem Gedächtniskram nicht viel davon. Interesse bringt er der Sache sa entgegen; und das ist ein gewichtiger Grund, auch in Zukunft diese Seite des Geschichtsunterrichtes nicht ganz zu

<sup>\*) &</sup>quot;... man an unserem Grabe in romanischer Sprache das lette Vaterunser für uns betet."

vernachlässigen. Wäre es nun aber nicht möglich, ben Schüler auch für Kulturgeschichte zu interessie=ren? Wie müßte eine solche Geschichtsstunde etwa gestaltet werden, wie sähe ein berartiges Lehrbuch aus? Um auf diese Frage einzugehen, möchte ich auf die fürzlich erschienene Schrift von Robert Fahl "Die fultur. Entwicklung Deutschlands" hinweisen.

In knapp 100 Seiten entwirft der Verkasser ein klares Bild vom Werden der deutschen Kultur. Die Arbeit muß als eine recht glückliche bezeichnet wer= den, sowohl in bezug auf die Art der Darstellung, wie auch in Rudsicht auf die Stoffauswahl. In der Darstellung ist ein neuer Weg eingeschlagen. "Rul= turgeschichte in Längsschnitten" bietet uns der Verfasser. Dieses Verfahren hat entschieden große Vorteile. Leicht ist einzusehen, und die Tatsache beweist es auch, daß es für einen 13jährigen Schüler eine recht bedeutende Erleichterung ist, wenn er ein geschichtliches Geschehnis ohne allzu große Rücksichtnahme auf nebenfächliche Begleiterscheinungen zu beurteilen hat. Der zeitliche Zusammenhang spielt bei ihm eine wichtige Rolle, bietet ihm die notwendigen Anhaltspunkte, ohne welche er den Stoff nur so portionenweise auffaßt, die Gesamterscheinung aber auch nicht im geringsten versteht. Die Anlage vieler Lehrbücher für Geschichte ist in dieser Hinsicht sicher mangelhaft. Sie enthalten einzelne Kapitel über Rulturgeschichte; aber biese sind derart zwischen die Schlachtengeschichten verzettelt, daß der Zusammenhang faum noch zu erkennen ist. Mühsain hat dann der Schüler jeweilen den Faden wieder zu suchen. Vielen gelingt dies nicht, da ans Gedächtnis zu hohe Anforderungen gestellt werden. Dazu erfor= dert das Studium der Geschichte im Querschnitte, daß der Schüler bereits einen umfassenden Blid hat, mehrere Erscheinungen zugleich auffassen und beurteilen kann. Soviel darf man aber von einem 12—15jährigen Schüler nicht erwarten. Es ist da= rum auch zu begreifen, daß die meiften im Stoffe hängen bleiben. Dieser Mißstand kann behoben werden. Wenig, aber das Wenige im Zusammen= bang. Schauen wir, wie R. Fahl den Stoff in sei= ner Zusammenfassung anorbnet:

"Das Bauerntum einst und jetzt". Er beginnt mit der germanischen Urzeit, gibt hierauf ein Bild des Bauernstandes im Frankenreich, schildert seine Blüte im Mittelalter und den Niedergang am Ende des Mittelalters. "Der Bauernstand in der Reformationszeit" ift ein weiteres Kapitel. Dann be= handelt er die drückende Not, die infolge des 30jährigen Krieges über die deutschen Bauern bereinbrach. Einen besondern Abschnitt bildet "Bauernstand und Landwirtschaft in Brandenburg= Preußen". Abschließend kommt das 19. Jahrhun= dert und die neueste Zeit zur Behandlung. In diesem Sinne sind auch die übrigen Rapitel ausgeführt: Das Städtewesen im Mittelalter. — Die Zünfte. — Das Heerwesen einst und jetzt. — Das Finanzwesen usw. Auffällig ift, daß der Berfasser mit feinem Wort das Bildungswesen auch nur erwähnt. Vielleicht mögen ihn die erheblichen Schwierig= feiten, die der Stoff einer furzen unib dennoch gediegenen Zusammensassung bietet, veranlaßt haben, darüber nichts zu schreiben. Nun, das tut dem Büchlein weiter gar feinen Eintrag. In der jetigen Fassung könnte es ohnehin nicht gut an unsern Volksschulen gebraucht werden. Es ist eben für Oberklassen der preußischen Volksschulen geschrie= ben. Ueberdies dürften einige Kapitel für uns weniger lohnend sein, so z. B. "Die Hansa", "Die Entwicklung der Landwirtschaft und des Bauernstandes in Brandenburg". Un ihre Stelle murde man felbstverftandlich Stoffe feten, bie für unsere Berhältnisse wichtig sind. Alsdann hätte der Lehrer Muße, im weiten Reich der Geschichte vernünftige Fußwanderungen durch lohnende und lockende Teillgebiete anzutreten, statt im Nachtschnellzug durch die herrlichsten Landschaften zu rasen, wie E. Wenrich in der Schrift "Schach der Phrase im Geschichtsunterricht" fagt. "Flüchtige Berührung bringt nicht Erkenntnis, sondern Verwirrung, nicht Nuten noch Freude, sondern Schaden und Aerger. Das gilt im Leben, barum auch in seinem Spiegel= bild, dem Unterricht". (Daselbst).

Emil Vonarburg, Higtirch.

### Hochhaltung des Heimatlichen und die Monatsnamen

Von den morgenländischen Kulturvölfern wissen wir, daß sie ihre althergebrachten Sitten und Gebräuche hoch in Ehren hielten. Denken wir 3. B. an die Gründung eines Hausstandes bei den Griechen! Da trug die Mutter der Braut, nachsem die religiösen Feierlichkeiten beendet waren, eine brennende Fackel zu den Neuvermählten hinsüber, um das erste Herdseuer zu entzünden. Damit wollte sie sagen: "In diesem Hause soll der Sinn und Geist der Eltern herrschen und sortsleben!"

Auch wir haben als sprachlich selbständige Germanen und besonders als Alemannen das Recht, ja sogar die Pflicht, das Herdseuer unserer Vorahnen zu pflegen, d. h. das Bodenständige, niedergelegt in Sprache, Sitten und Gebräuchen, im Volkslied, im Märchen, in der Sage und vor allem in der Mundart, zu erhalten und zu sördern. Nur dann vermag das Heimatliche, besonders die Sprache, den fremden Einflüssen zu widerstehen und Neues, Eigenes hervorzubringen.

In diesem Sinne wirkten icon Rarl der Große,

zur Zeit der Kreuzzüge viele Ritter und Abelige und später auch Luther. — Es ist aber merkwürsdig, daß es dann wieder Zeiträume gab, wo gesrade in hösischen Kreisen eher das Gegenteil der Fall war. Man glaubte, es gehöre zum guten Ton, französisch zu reden; densenigen, der deutsch oder gar die Mundart sprach, konnte oder wollte man nicht mehr verstehen.

Eine andere Zeit brachte uns eine Menge von Fremdwörtern. Das ist nicht gerade etwas Schlimmes, birgt aber die Schwierigkeit in sich, diese cichtig und genügend einzudeutschen. Dieser Gesahr ist die Sprache vielfach unterlegen, so z. B. bei der Uebernahme der römischen Monatsnamen. Wir schreiben den sounsovielten Januar, Februar usw. Diese Namen sind vielen schwer verständlich, andern gar nur inhaltslose Zeichen. Und dann erst September, Oftober, November, Dezember! Diese sind nicht bloß nicht deutsch, sondern in der Unwendung noch falsch dazu; denn September heißt der siedente, weil die Römer das Jahr mit dem März begannen; bei uns ist er aber der neunte Monat. Fort mit diesen Namen!

War denn die Bezeichnung immer so? Karl der Große gab iden Monaten anstatt der römischeheidnischen Namen deutschechristliche, und zwar nach dem Naturleben, nach den Arbeiten in Feld und Wald und nach den religiösen Festen. Den Dezember nannte er z B. heilagmanoth, den August aranmanoth. Welche Klangfülle liegt da schon in

der Aussprache! Die Bedeutung ist klar und allen verständlich; Alehrenmonat heißt dieser, weil er in die Zeit der Ernte fällt; heilig oder geheiligt ist jener durch die Geburt des Helandes.

Wenn wir heute deutsche Namen einführen wollen, müssen wir sie gar nicht weit suchen; in der Mundart sinden wir sa bereits ganz schöne und gute. Im "Buuredüütsche" kennt man einen Brachet, Heuet, Christmonet usw.

Bei ber Auswahl muß aber barauf geachtet werden, daß man Namen nimmt, die nicht nur für eine bestimmte Gegend ihre Bedeutung tragen, sondern in ganzen Ländern, z. B. in der ganzen Schweiz, angewendet werden können. Hätten wir für den nämlichen Monat eine ganze Reihe von Namen, würden in diesem Wirrwarr wieder die "alten", d. h. die fremden herbeigezogen. Also, man muß ein Uebereinsommen treffen.

Nach meiner Ansicht sollte man diese Frage in einer schweizerischen Lehrerzeitunga besprechen, Namen aus verschiedenen Gebieten und Mundarten sammeln, dann für ganz bestimmte, passende eine Abmachung treffen und mit Beginn eines neuen Schulsahres diese und daneben keine andern ein= führen. Dadurch würde bei unserer Jugend, die sa zukünstige Geschlecht bildet, der Sinn für das Heimatliche angeregt; und in ein paar Jahrzehnten wären die fremden Namen verschwunden.

Aber wer macht den Anfang?

Peter Mazenauer, Rorichach.

#### Brief aus Hitzirch

Highirch, den 10. Christmonat 1924. Lieber Balz!

Da in dieser Nummer noch leerer Raum vorhanden ist, berichte ich Dir kurz etwas aus unserm Seminarleben.

Wie Du weißt, steden wir in einer alten Nitter-Rommende; heute dürfte man sie sedoch besser Knappen-Rommende nennen. Weiter haben wir es ja noch nicht gebracht. — Un Zahl haben wir dieses Jahr etwas zugenommen. Den Rittersaal füllen wir wieder mehr als zur Hälfte aus. Immerhin sind von den 72 Pulten noch 33 unbesetzt. Die eigentlichen Ritter, es sind deren 8, unterrichten uns mit wahrhaft ritterlichem Pflichtbewußtsein.

Das Wintersemester begann am 24. Herbstmonat und nahm bisher, wie gewöhnlich, einen ruhigen Berlauf. Es wird auch bei Euch so sein, daß
Ihr etwas allzusehr mit dem Herumschleppen von
Büchern beschäftigt seid. Bei uns sind fast alle angesteckt von dem ewigen Pirschen nach Sechsern. Dabei erfährt aber gar mancher die Wahrheit des
Sprüchleins: "Das Glück läßt sich nicht jagen von
jedem Jägerlein, mit Wagen und Entsagen muß
drum gestritten sein." (I. V. Schefsel).

Willfommene Abwechilung ins ernste Rom= mendeleben brachten die Kilbi und die St. Ni= flausfeier. Ja, ich darf Dir schon sagen, daß diese zwei Freudentage für einige Zeit unser ganzes Denken und Fühlen in ihren Bann zogen. Sie bedeuteten für uns eine wohltuende Abspannung im Alltagsleben. Vor allem der St. Niklaustag. Er ist zugleich das Geburtsfest unseres verehrten Krn. Direktors. Ein reichhaltiges Programm, in weldem Gefangs- und Musikvolrträge abwechselten, versetzte uns in eine wahrhaft festliche, fröhliche Stimmung. Dazu fam noch die Samichlausbescherung. Die Birnenweden waren besonders groß geraten, umfo fleiner jedoch die Lebkuchen. Einige Frechlinge, die diesen Mangel zuerst bemerkten, verstanden es auf vortreffliche Urt, den Erternen die ihrigen abzuloden. Eine reichliche Zufuhr von Most und Sirup verhinderte das Austrocknen der Rehlen. — Aehnlich, aber in kleinerm Rahmen, feierten wir die Kilbi.

Indem ich Dir zum voraus fröhliche Weihnacht und ein glüdliches, gesegnetes Neusahr wünsche, sende ich Dir meine herzlichsten Grüße.

Dein Beiri.

#### Ein Schulbesuch

Der Kirchenpatron von Hochdorf, der liebe heilige Martin, gibt allemal auch ben Baldeggerstudenten frei. Wir benutten den Tag zu einem Schulbesuch und wanderten froh durch das raschelnde Herbstlaub, dem stillen See entlang nach Sigfirch. Nach einem stündigen Marsche standen wir beim Schulhause. Gleich nach dem Gebete flopften wir an der Ture des Herrn Oberlehrers Jans. Wie heimelig fühlten wir uns gleich! Das Schulzimmer ist wohl nieder und finster genug; aber wenn ich dieses Lehrers fesselnden Unterrichtston und seine freudige Erziehungsgabe hätte, wollte ich es doch gerne mit meinem erträumten geräumigen, moder= nen Schulsaal vertauschen.

Gleich begann ber Unterricht mit der Erflärung eines Geschäftsbriefes. Und welche Ueberraschung! Der Lehrer verstand es, dieses trockene Fach, dem praftischen Arbeitsprinzip folgend, sehr interessant und lebhaft zu gestalten, daß es für die Rinder eine Freude und für uns ein Genuß war.

Mit dem Glodenichlag begann eine Bespredung über das Rochsalz. Die Einstimmung erfolgte mit einem Kätsel. "Tief aus der Erde komme ich," so begann es, und zum Schluß hieß es: "Und ich bin sogar ein Teil von dir". Das Interesse ber Kinder war geweckt und gewonnen. Jedes wollte zuerst den Rern der Sache enthüllen. Ein Vorwit be-

hauptete zwar, die Kartoffel sei gemeint; ein Hausmütterchen aber wußte, wie das Salz der Köchin unentbehrlich ift. Nun folgte eine anschauliche Besprechung der Salzgewinnung im Anschluß an bas Experiment. Um 1 Uhr war nämlich Salzwasser auf das Feuer gefommen, und während der ersten Un= terrichtsstunde war das Wasser verdampft, und nur die Salzfristalle blieben zurück. Auch bas schwächste Rind mußte die Sache verstehen, so anschaulich und lebhaft wurde der Stoff geboten.

Die schönste Lektion dieses genufreichen Rachmittages war die Behandlung von K. F. Meyers "Bettlerballade". Dieses Mal diente als Einleitung und Vorbereitung ein Rückblick auf die Apostelge= schichte. Es folgte ein wunderschönes Vorerzählen; darob wurde den Kindern das sonst so schwere Ge-Sicht, das eigentlich gar nicht in ein Primarschul= buch hinein gehörte, ganz selbstverständlich und gewiß sehr lieb. Wie gut in das Gedicht eingeführt worden war, zeigte sich beim Nachlesen der Kinder.

Der lehrreiche Nachmittag verfloß viel zu rasch. Als wir wieder ins Freie traten, da leuchteten die Augen ber fünftigen Schulmeisterlein in heller Begeisterung. Wir alle fühlten und sagten es: "Wir waren in einer Musterschule". Dem ver= ehrten Herrn Lehrer Jans nochmals besten Dank! Ida Reel, Baldegg.

## Die junge Zeit

Das ist die junge, die blutige Zeit, Geboren aus Streit! Auf einem wilden Pferde Durchstürmt sie die Welt. Es bebt bie Erde In beißen Web'n: Etwas Neues muß aufersteh'n! Un unfern Taten flebt unfer Blut. Sie ist wie Glut, Sie wirft es mit in den Brand. Meer, Himmel und Land Formt sie nach ihrer Seele. — Aber — da hebt Gott die Sand.

Und alle Quellen des Lebens singen Bervor ans uralte, heilige Licht: Denn was ba lebt in allen Dingen, Rann sterben nicht! Und die Zeit hört staunend zu Und sinkt an Seines Mantels Saum: "Wahr bist nur Du, Nur Du allein, Alles andere ist Traum." Und füßt in Demut Die Hände Sein.

Erika Schubiger, Chur.

# Seminar

Beilage zur "Schweizer=Schule"

Schriftleitung: Georg Schnyder, Seminarlehrer, Sigfirch

Inhalt: Frühling — Freudiges Schaffen — Im Dunkeln wanderen — Churer Brief — Gritlis Festgabe — Der Roman, eine Gesahr der Jugend — Die rätoromanische Sprache — Zum Geschichtsunterricht — Innigsteit und Innerlichkeit — Morgen in den Bergen — Mitteilungen der Schriftleitung.

## Frühling

Das ist ein sel'ges Werden, Ein heller, froher Klang In meines Herzens Tiefen Die stillen Nächte lang.

Wenn draußen vor dem Garten Die Düfte wehn herein, Erwartend stehn die Blumen Im hellen Mondenschein. Und wie ein wilder Knabe Die Arme reckt der Baum, Das ist ein sel'ges Werden Im weiten Weltenraum.

Sag, hörtest du das Jauchzen, Das durch die Stille klang? Ich wollt' es jubelnd spielen, — Vor Glüd die Saite sprang.

Erifa Schubiger, Chur.

#### Freudiges Schaffen

Des Sommers lette Rojen sind verglüht, Baum und Strauch stehen schmudlos da. Immer öber und verlassener wird's in der Ratur und un= Wo ist nun all die willfürlich fragen wir uns: Pracht hingefommen, die sich noch vor furzem unserem Auge bot? — Die Antwort ist: Sie ging den Weg alles Irdischen. All die Blümchen und Blättchen mußten sterben, weil der rauhe Winter kam und die liebe, warme Sonne nicht mehr so freundlich leuchtet. Und wie sollten die Pflänzchen noch grünen und blühen können ohne die Sonne? Auch dem Menschen strahlt ein Lebenslicht, ohne das sein Dasein kaum zu ertragen wäre: es ist die Freude. Das fühlt in der Tat auch jeder, und darum ruft und sucht arm und reich, jung und alt nach Freube, nach Wohlergeben und Glück, damit sich alles Widrige und Unangenehme des Berufes ober Standes leichter tragen läßt.

Wenn wir die Bewohner eines einzigen Ortes fragen könnten, wie ihnen ihr Beruf, ihre tägliche Beschäftigung zusage, so bekämen wir sicher verschiedene Antworten. Die einen sprächen freudig und voll Eifer von ihrer Arbeit, von ihren Mühen und Erfolgen; die andern zuckten die Achsel und wüßten kaum was zu sagen; und noch andere würden schimpfen und wettern: "O diese elende Arbeit! Warum gehören wir nicht zu denen, die nur beseh-

len, ihr Geld zählen, vornehm leben und gut essen und trinken?" Ja, so redet vielfach die heutige Belt. — Niemals aber eine katholische Erzieherin! Wenn sich ihr auch manche Schwierigkeit und manches Unangenehme bietet, so wird sie doch ein frohes Bert bewahren und freudig an bie Arbeit gehen. Es wird ihr nicht schwer sein, wenn sie ihren Beruf richtig erfaßt hat. Gott hat fie jum Bertzeug erwählt, sein Ebenbild in unfterblichen Seelen zu vervolltommnen und ihnen den Weg zu weisen zum zeitlichen und ewigen Glüd. Welch hohe, ideale Auf-Sollte die Berufung zum Seelsorgedienst nicht freudig stimmen? Und wenn uns auch Leid und Kummer brückt, so beißt es, alles zusammen draußen gelassen, was nicht in die Schule hineingehört. Freilich ist es nicht leicht, immer frohe Miene zu zeigen, wo es innerlich so ganz anders aussieht. Aber es muß sein, froher Mut und Freude sollen die tägliche Pflichtarbeit überstrahlen.

Wo aber können wir dieses freudige Schaffen lernen? Wo anders als im Seminar! — Und wenn später in unsern Schulstuben freudiges, frohes Schaffen daheim sein soll, so dürfen wir jett nicht versäumen, uns darauf vorzubereiten. Wir alle traten einst voll Eifer und Begeisterung durch das Tor, das uns den Weg der Wissenschaft freilegte. Aber haben wir nicht schon, leider vielleicht oftmals, sessen

stellen muffen, daß uns die Last des angestrengten Studiums drudte und wir lieber etwas anderm gelebt hätten? Aber wären wir anderswo glüdlicher, befriedigter gewesen? Das Studium hat, wie jede Beschäftigung, Licht= und Schattenseiten. aber nur das Dunkle sehen, wo doch alles viel leich= ter geht, wenn man die helle Seite hervorzieht? — Freudig soll unser Schaffen sein im Seminar. Unsere Arbeiten wollen wir mit Luft und Liebe an= greifen. Jedem Fach, auch dem trodnen, wollen wir Interesse entgegenbringen; und wo sich Schwierigteiten bieten, erft recht die gange Rraft einsetzen. Jett scheuen wir noch gern die Mühen und suchen burch ein Hintertürchen zu enschlüpfen; aber nicht immer gelingt es, und es ift gut so; benn später find wir froh um jede Anstrengung, mit der wir uns auch den weniger beliebten Fächern gewidmet haben. Wir sollten so studieren, daß niemand merkt, was uns mehr und was weniger entspricht.

Freudig schaffen sollen wir zu jeder Zeit. Das ist aber einzig und allein nur möglich im Bewußtsein unserer Pflichten; denn aus der genauen Pflichterfüllung mächst die Freude als eine wundervolle Blume. Biele Menschen begreifen das nicht; sie suchen zwar die Blumen auch, aber an falschen Orten; darum ist es ihnen nicht vergönnt, sie zu pflücken. Wir Seminaristen aber wollen keine solchen Durchsch nittsmenschen, wo sie wirkslich zu sinden ist: in treuer Pflichterfüllung.

Ich schlief und träumte, Das Leben wäre Freude Ich erwachte und sah: Das Leben war Pflicht. Ich handelte, und siehe! Die Pflicht war Freude.

Marie Brogle, Institut Beiligfreuz, Cham.

#### Im Dunkeln wanderen

Ich wandre im Dunkeln. Wir alle wandern im Dunkeln; um uns ist Nacht.

Oben auf der breiten Candstraße, die gegen Often führt, schritten brei Menschen und sie drehten sich zurücklichend um.

Schatten schlichen nach vorn, und die entsernter stehenden Bäume reichten sich schweigend die Sände, strecken ihre Kronen zueinander und verschwanden lautlos. Das Dunkel flog wie ein Utemhauch über die Erde, leise, geheimnisvoll.

Es fprach jener, der links stand: "Schaurig, schaurig, schaurig ist's, diesen Weg zu wandern."

"Die Nacht ist gekommen," entgegnete der rechts, "die Welt versinkt in einem matten Grau. Aber merkst du nicht, wie sich eine neue Welt aus dem Dunkel herausringt? Es steht der Mond am Himmel und überfließt uns mit einem weichen und lanften Lichte, und die Wiesen und Wege und Busche und Baume rings um uns sind erwacht und atmen in dem milden Scheine lebend auf. Dort der Baffergraben gligert silberhell. Sier ist die Nacht in die Wälder zurückgeflohen, wo fie fich ftarr an Die Aeste und Aestchen anklammert. Zwischen den Gipfeln schimmert der blaue und flare Simmel, der sich machtvoll über unsere Erde wölbt. Rein, bier ist nicht dunkel! hier ist die Schönheit der Welt, die von den meisten Menschen verschlafen wird."

"Alles ist Berwirrung, ist Finsternis und Entsehen," rief jeht der erste. "Bäume und Hügel sind in einem düstern und unerträglichen Lichte gesormt. Die Aeste sehen wie tote und blaße Knochen aus. Um uns liegen rußige Schatten, und das Schwarze in der Ferne ist erdrückend anzuschauen. — Ich strebe nach bem Licht und find' es nicht. Entsetlich, entsetlich ift bieses ungewisse Wandern."

"Salt!" sprach jest der in der Mitte, "wir sind Wanderer und wandern dem Lichte entgegen. Was fümmern wir uns so sehr um das, was um uns liegt?

Wenn ich in das samtene Blau des Himmels blide, so zieht es mich förmlich nach vorn. Es ist so still und weihevoll dort oben. Meine Gedanken fliegen von Stern zu Stern. Eine glühende Wanderlust brennt in meinem Innern. Das Dunsel weicht. Ein satter Dust übersutet Wald und Wiese, und ein eigenartiges Gesühl berauscht meine Sinne.

Wohl schauen wir feine Sonne. Aber noch spürt man die Sonnenwärme in der Luft. Wir wandern wie einer unausschöpfbaren Finsternis entgegen; aber weicht jene schwarze Wand nicht immer weiter zurück? Eines nur wissen wir nicht: wann diesser Wanderung ihr Ziel gesett wird und unser Auge reines Sonnenlicht trinken darf. Alle andern unfrohen und an der Erde hastenden Gedanten verlieren sich in den unermesslichen Tiesen des Himmelsgewöldes. Also gehen wir mutig und unsgehindert gradaus und halten den Weg durch."

"Nein," fiel der erste ein. "Ich halte diese qualvolle Straße nicht mehr aus. Ich habe sie dis zum Etel satt angesehen. Mir graut vor dieser Erde, die fahl und lustlos daliegt und von der kalten Nacht vergistet wird. Schwer zu ertragen ist diese Stille, und furchtbar zu ertragen ist die schwindelnde Weite des öben Himmelsraumes. Weisterwandeln ist namenlose Pein, Hierbleiben würsgende Qual. Wo sinde ich Licht!?"

Mit diesen Worten stürzte er von der Straße ab, um sich in Finsternis und Nacht zu verlieren.

Die beiden andern schritten vorwärts. Da begann wieder ber rechts: "Bier ift gut fein. Sier ist doch Licht und Wärme. Und vielleicht sind wir Rarren, daß wir von bier fort in die unbefannte Ferne wandern. Dort ist eine trodene, gabe Masse, und es ist sinnlos, sich in sie hineinzusturzen. Jawohl, Weiterwandern ift nanienlose Pein!"

"Richt doch! Sierbleiben mare murgende Qual. Wo ist Licht? Der allernächste Baum sieht ver-Schleiert aus. Es muß eine reine und flare Belle geben; und jene mächtigen schwarzen Massen in der Ferne predigen vom Ernste unserer Wanderung. Wir muffen dem Lichte entgegengeben. Mein Ziel ist gesetzt. Es ist so still ringsumber, daß man die Ewigfeit durch die Ohren saufen bort; und dieses Allgewaltige, Unermeßliche zieht uns voran."

Inzwischen fing ber Rechtsgebende an zu singen. Sein Lieb wat: "Weiterwandern, namenlose Pein," und wie er bas in gleichem Tafte fang, ward ihm sein Gang immer schwerer. Plötlich ftand er still und sprach furg: "Wenn ich weiterzieh, so sterb ich, und ich will leben. Jeder Mensch hat | Rur wer wandert, erreicht sein Ziel.

doch ein Recht auf ein bischen Wärme und Freude. Darf nicht jeder Baum blühen und verblühen, dort wo er steht? Ich bleibe hier, wandere du weiter."

"Ja, ich ziehe weiter. Herrlich ist dies Wanbern. Du große Welt, ich liebe bich. Du gibft mir Kraft und frischen Mut. Dein Utem stärkt, dein Lächeln lodt. Beffer ist es, in der Nacht zu wandern.

Beite Welt, bich verachte ich. Du willst wie Blei an meinen Füßen hangen. Du schreckst mich mit gespensterhaftem Dunkel und willst mit deinen Schlingen mich umfangen.

Jest, kleine Welt bist du bezwungen. Ich liebe und verachte dich, doch keines hindert mich am Geben; mein Weg geht grabaus. Sei er mit finftern Schatten oder weichem Mondlicht zugededt, ich halt' ihn burch." -

Unser Leben gleicht dem dunkeln Wandern. Wenige halten dieses schwere Geben aus. Den einen ist die Welt zu dunkel, den andern ist sie gar zu hell. Doch beide geben im Finftern unter. R. St., R.

#### Churer Brief

Puh, wie hart die Räder rollen! Stunden= lang dasselbe eintonige Stampfen des Zuges, dasselbe melancholische Pfauchen des Dampfes. Graue und weiße Rauchfeten wallen vor dem Wagenfenster stetig auf und ab und verdeden die starre Frage der Racht, die durch die Scheiben grinft. Buweilen füßt ein feiner Schleier die kalten Bagenfenster; dann gafft wieder dasselbe Grau durch die tränenden Scheiben. Mich schüttelt's, und ich schürze den Mantelfragen höher empor. Wie ich es haffe, dieses naffe Dunkel! Dazu noch meine trüben Gedanten, diese abscheuliche Kahrt aus ben bunten, freien Weihnachtsferien gurud in das einfarbige, gezwungene Schulleben! Frostelnd lehne ich mich tiefer in die Bant. — Die äußersten Marfen meiner Ferienwelt sind unter den Rädern rudwarts gefloben, die falten Stimmen und Formen ber Fremde brangen berbei. Unwillig über diesen jähen Wechsel, verfluche ich alles was fremd ist, die gegenwärtigen Larven wie das, was meiner bort wartet. - Das gange Jahr eine Kerienzeit, das wäre herrlich, das wäre das Richtige! Doch, nein, du Tor, so fann es auch nicht immer sein! Und wie ich die Fremde verflucht, verwünsche ich mit einem Male die teuflischen Ferien, die uns die Arbeitsfreude verderben. Da hör' ich es aber binter mir bohnen: "Ei, Tor, beides ist schön und gut, doch du erträgft den Sturz aus der Luftbarkeit in die Arbeit nicht!" Run wettere ich gegen mich selber. Anirschend vor Wut über mein waschlappenes Herz, schlage ich den Kopf an die Lehne wrud. Es beißt; doch bas schadet nichts, bas ift

gut! - Da pfeifen die Wagenbremsen, man erhebt sich, ein letter Rud, wir find in Chur. Teilnahmslos strebe ich burch die bunte Menge über den Bahnsteig und durch die feuchte Nacht meiner Bude zu. — Der Schlaf will nicht kommen, denn immer noch tämpft die jungste Vergangenheit mit der Gegenwart und Zufunft. Nach einer furzen Nacht beginnt jene erste Woche, die ich verab= scheue wie einen schlüpfrigen Regenwurm. Ich spüre die verjüngte Arbeitstraft; aber die Ferienerinnerungen erfäufen noch den Willen. Es ift jene Zeit, jene Wandlung, für die es kaum ein Wort gibt, das häftlich genug schrillt. Wie soll ich sie nennen? Nun, sie heiße "Akklimatisationszeit". Ja, dieses harte Fremdwort paßt treffend für diese Spanne. Doch der Mensch ist ja ein armer Gewohnheitsknecht, und so siegen auch hier schließlich die schlechteren und vielleicht doch bessern Mächte. Die Ferienbilder verwischen und es fommt jene Zeit, in der man mehr arbeitet als sonst. Die Schaffenstraft sprikt einem aus allen Voren. Jede Stunde, jebe Gelegenheit padt man beim Schopf, aus jedem Relch sucht man Weisheit zu schlurfen. Dann nahen wiederum neue Ferien, und Vorahnungen verscheuchen die fraftspannenden Zwerglein. So geht es immer. Aber aus dieser eintonig gleichmäßigen Zeit grußen auch gar manche liebe Erinnerungen wie bunte Kähnlein vom tahlen Schießscheibenstand. Ihr kennt sie, diese Freuden: Theater und Konzerte, Bälle und luftige Bummel, froher Tanz und bunte Feste. Das schmudt den öden Alltag, das belebt.

Doch noch viel mehr beleben und stärken die Feste, die zu unserer Seele sprechen. Das sind unsere monatlichen Schülergottesdienste. Wirdaber ersehen das nach Schulbänken klingende Wort durch ein strammes "akademisch". Das klingt sein, das weckt Borahnungen. Und der Name ist gut; denn dieser Gottesdienst atmet ganz den Geist starker, zielbewußter Jugend. Das ist nicht die allsonntägliche Messe, sondern eine Gottesseier, ein Fest, das strogt von Jugendfrast. Kommt nur einsmal mit mir hinauf zum Seminarkirchlein, und ihr werdet staunen und mitsubeln.

Ich wandere St. Luzi zu. Ich bin bald broben. Von den Glocentürmen der Kirchen ruft es meunmal in die Frühe. Dann hebt ein zaghaftes Läuten an, das Klingen schwillt an, immer mächtiger halt und jubelt es von den Türmen, die Baßftimmen der schweren Glocen unserer ehrwürdigen Kathedrale übertönen den begleitenden Afford und bonnern mächtig in den Morgen. Das helle Glöcklein von St. Luzi aber hör' ich aus dem Iubelsturme wie die Stimme einer Sängerin aus den Orchesterslängen. Nun din ich oden. Duntles Orgelbrausen rauscht aus der Kirche, die Messe deginnt. Auf den Plätzen vor der Pforte spielt die Bormittagssonne. Zuweilen springt ein Sonnenscheinchen an der Türe hinauf und flattert über

das odergelbe, romanische Portal. Ich trete ein und tnie in eine Bant. Die Orgel schweigt, ein mächtiger Gefang erflingt. Berrlich, wie das brauft, jubelt und jauchzt! Hart und ungestüm, doch innig tönt es, wie werdende, junge Rämpfer eben singen. Das Rauschen reißt einen fort, und ich summe mit. Da verstummt ber Gesang, wir setzen uns, der Predigt zu lauschen. Ja, das nenne ich eine Predigt. Der Priester noch selbst voll Jugend, seine Worte lebendig, ausdrucksvoll. Er preift die Jugendfraft, den Rampf. Die Worte widerhallen mächtig in uns. hier wirft einer ben Ropf voll Mut in den Nacken, ein anderer dort prest die Kinger tropend zur Kauft. Noch bis zum letten Deo gratias klingen die Worte in uns nach, feuern unfer Blut und ftablen die Bruft. Dazu rauscht immer wieder der herrliche Gesang, unterbrochen vom bellen Klingen des Ministrantenglödleins, das das unnennbare Geheimnis der Mensch= werdung auf dem Altare anfündigt, und dem bald leisen Weinen, bald bellen Jubeln einer Geige. So verklingen die letten Aktorde mit dem Ite missa est des Priesters. Dann kehren wir fröhlich nach Sause zurud, den blonden Priefter und Lehrer in unserer Mitte.

Sans Comiotto, Chur.

#### Gritlis Festgabe

Rennt ihr sie, unsre liebe Gritli mit den hellblonden Zöpsen und den Blauaugen? Wenn sie tiesgebeugt über eine ernste Aufgabe nachsinnt, oder wenn sie selig verloren ihre Blicke über Türme und Giebel des Alosters hinweg ins serne Blau gleiten läßt — und träumt und dichtet — dann denke ich ost: "So etwa muß Annette von Droste in der Jugend ausgesehen haben." Gritli ist eben eines Dichters Töchterlein, unsres lieben Heimalbichters Peter Halters Jüngstes. Er sagt in seinem Baterglück von ihr:

"Streut Freud uf alle Wäge mi herzig dlini Fee."

Die Fee ist groß geworden; aber Freude versbreitet sie immer noch um sich: Stets ist sie bereit, etwas Hübsches vorzutragen, zu singen, aus studentischen Nöten zu helsen und großartige Pläne zu entwersen zu kühnen Streichen (bie natürlich nur in Gedanken ausgeführt werden). Nun wollten auch wir sie einmal überraschen. Und womit? Mit Papas Gedichten; denn Gritli hängt mit zärtslicher Kindesliebe an ihrem zu früh heimgegangenen Bater.

So kamen wir am 16. Februar in sonntäglichen Aleidern und mit Sonntagsgesichtern in die Deutsch-stunde. Des Dichters Bild sah uns aus grünen Eseuranken an, u. als der ahnungslosen Gritli ein

schallendes Soch auf ihren Bater und dann auf sie selbst entgegenklang, machte sie große Augen. Poetisch begrüßte eine die Mitschülerinnen aus dem vierten Kurs, die als Chrengäste zu den Drittkläßelern gekommen waren.

Und nun genossen wir in zwei schönen Stunden die Lieder, durch die uns Gritlis Vater erst recht lieb wurde. Iede von uns trug ein Gedicht vor und legte es als Geschent vor Gritli nieder. Auch der vierte Kurs brachte ihr seinen Gruß aus "Baters Genius". Die Geseierte selbst "läutete" dann mit großem Geschick "Seimeligs Glüt". Da tönten uns in heimeliger Luzerner-Mundart entgegen: Frohe Lieder aus seliger Iugendzeit, gewürzt mit köstlichem Humor; da flang heraus des Dichters Liede zur Familie, zur Heimat.

Wir selbst hatten einen Gang durch "Die Stadt am See" gemacht. Was für ein köstliches Bändchen das ist! Da sehen wir den Dichter als kleines Büblein, wie er jauchzend zum ersten Male zur Stadt zieht, zur langersehnten Märchenkönigin. Majestätisch rauscht die Reuß an ihm vorbei und grüßt die Emme, das schalkige Naturkind, und das ebenso schalkige Naturkind — Peter Halter. As der Dichter später wieder zur Stadt kam, da bewegte stille Sehnsucht sein Herz, die Sehnsucht nach einem trauten Beim und der beiße Wunsch, ein

junges Menschenberz zu besiegen. Und er gesteht in seliger Verschämtheit, baß er kein Alexander und kein Napoleon geworden, da er schon im ersten Kriege sein Serz verloren:

"Zwei blaue Mädchenaugen, ersochten leichten Sieg." —

Die sommenleuchtenden Augen, die in unstrer Gritli fortleben, hatten ihn bezwungen. Bon ihnen singt er auch:

"Die Augen hatten seltsam blauen Glanz, Als träumten sie von einem Märchenlande, Bon einem Glückseiland am wilden Strande, Bon einer Fee mit einem weißen Kranz."

Peter Halter war feuriger Patriot. Der fräftige Schlußchor aus dem Voltsschauspiel "Winkelzied" spricht davon. Und wenn des Dichters Töchterlein die "Heimkehr von Marignano" vorträgt, dann fühlt man lebhaft mit dem Häuflein der Krieger, die mit blutendem Herzen ihre Freunde um den Heldentod beneiden.

Des Lebens Sorgen und Mühen, die feinem erspart bleiben, flochten unserm Dichter schon zeitig Silberfäden ins Haar. Schwächer wurde sein körperlich Auge, geklärter, stärker seiner Seele Licht.

Der Mann mit dem findlich frommen Gemüt jah zuversichtlich dem Tode entgegen. Er fingt das

Hohelied der Sehnsucht des Menschen nach der Beimat, in der nichts mehr die Berzen bewegt als Liebe, ewige Liebe. Und schon umfächeln des Todesengels Schwingen seine heiße Stirne. das dunkle Auge der Nacht auf ihm ruht, tragen ihn Traumesengel zu Grabe; er sieht, wie ein trauriges Angesicht sich in Liebesschmerz über ihn beugt. Aber er bangt nicht, er ist tief verankert im Glauben an den Gefreuzigten. Im Rreuzesschatten wünscht er einst zu ruhen; dort will er sein Lebenslos, seine toten Träume in die fühle Erde senken. — Wunderbar besingt er das ewige Licht. Große Menschen, fleine Blumen verblaffen; das Licht strabli immer hinaus in die Welt. Und wenn auch die Berge zusammenbrechen, die Sterne aus ihrer Bahn fallen, die Sonnen erlöschen: dieses Licht wird fortleuchten.

Wir sind mit Papa Salter durch die von seinem Genius verflärte "Stadt am See" gewandert. Lieb Griffi dankte uns mit leuchtenden, feuchtschimmernden Augen.

Den von Eramensorgen geplagten Seminaristen nah und sern, aber auch allen guten Menschen empsehle ich: "Erfreut und erftischt euch an Peter Halters Gedichten!"

Lifel Schumacher, Balbegg.

#### Der Roman, eine Gefahr der Jugend

Wir raften auf stiller Friedensinsel. Um uns brandet die Glut der Ereignisse. In sonnengoldenen Ferientagen benetzte auch unsern Fuß etwas Wogenschaum. Wir hatten Gelegenheit, mit psycholo= gischem Auge einen Blid zu tun in die heutigen Lebensverhältnisse; wir trafen mit den verschieden= sten Charafteren zusammen, beobachteten Idealisten einsam ihre dornenreichen Söhenwege geben, lafen aber auch aus vielen lebensmüden Augen Enttäu= idung, Ueberdruß und unbeilvollen Weltschmerz, den Widerschein leerer Seelen. - Eine geheime Corge um das Wohl und die Zukunft unseres Vol= tes stieg in uns auf. Unsere Gegenwart ist trübe. Arbeitslosigfeit und Vergnügungssucht bedingen die beutige Notlage. Nur der allmächtige Lenker aller Menschenschickfale fann den herrschenden Arisen einen gunftigen Ausgang bestimmen. Eine verborgene Mitschuld an all der Ungufriedenheit und der Sittenverderbnis hat sicher auch die moderne Roman= literatur, die besonders auf die Jugend so nachtei= lig wirft.

Freilich gibt es gute Nomane, die durch ihren Inhalt veredeln und erfreuen. Dennoch wirft selbst der gute Noman oft schädlich; denn was die Welt bietet an Tragif und Romit, an Lust und Leid, an Schuld und Sühne tritt sebendig vor unsere Ausgen. Ihr habt es vielleicht schon selbst gespürt, daß her euch nur mit einem stillen Opferakt von der so

intereffanten Erzählung trennen fonntet, dan on fesselnde Sprache, die spannende Verwicklung der Geschehnisse euch vom Gedanken an die Pflicht abwenden wollten. Besonders werden junge Mäd= den durch die geheimnisvollen Stimmen des Romans allmählich entrudt, weil die Bucher wie milde, weiche, einschmeichelnde Menschenstimmen loden. Sie malen die Welt in Farben, die von den Regenschauern des täglichen Lebens ausgewaschen wer= den. Sie brechen die Schwung- und Stahlfraft der jugendlichen Seelen, ermüden und lähmen reine, tätige Mädchenhände. Ganz unbemerkt schwindet das stille, heimelige Glud des verborgenen Innen= lebens, das bis anhin mit seinem Lichte das ganze Wesen verklärte. Das nüchterne, brave Rind wird zur sehnenden Träumerin. Es dürftet nach seliger Freiheit, die ihm der Roman so golden schildert, nach Liebe, so wahr und innig und endlos, wie sie das Buch verhieß; es baut Luftschlösser auf Regenbogenbrüden. Die religiösen Wahrheiten und das Gebetsleben verlieren an Interesse; das Mädchen wird innerlich armer und leerer. Eine feingestimmte Frauenseele wird ja so leicht leer, wenn das Seilige=Erhabene zu schwinden beginnt, sie wird wie ein Garten, in dem der raube Nordwind die edlen Bluten zerftorte.

Gelbst der gute Roman zeigt der Jugend Ideale, die sie nie erreicht, Sterne aus Truggold, die nicht

du leuchten vermögen im Stürmen und Drängen des innern Werdens und Reisens, die nur hinwegtäuschen über Menschen und Wirklickeit. Das Mädchen läst sich blenden und redet sich ein, der Einsluß der Romane schade nicht, es werde doch in religiösen Dingen ein tlares Urteil wahren. Und doch geht es schon bald nicht mehr den sichern Weg der Pflicht! Der Wille fränkelt, seitdem er nicht mehr die Stärke besitzt, den verlodenden Sirenenstimmen des Romans zu widerstehen. Die tägliche Arbeit verliert die Wertschähung. Die Gewissensruhe schwindet.

Schlimmeren Einsluß hat der schlechte Roman. Er vergistet die Gedankenwelt. Zahlreiche Berbrecher bekannten schon am Ende ihres Lebens, der schlechte Roman sei der falsche Freund gewesen, der sie auf Abwege lockte. Böse gistige Worte aus Büchern verklingen oft nie mehr in einer Menschensele. Sie sind schuld, daß es so Arme gibt, denen das blühende, lachende Menschensluss in Scherben brach, die sich selber, die Nebenmenschen und Gott nicht mehr verstehen.

Die Leser schlechter Romane werden lebensmude. Sie sind unreif im Leiden und unfähig, Willens-, Gemuts- und Jenseitswerte zu entdeden. Ein Schleier von Schwermut umhüllt ihre Seelen. Sie sehnen sich nach einem erlösenden Bergessen. Weil der schlechte Roman den Glauben aus der Seele saugt, verlieren die Leser auch Lust und Freude an beständiger Arbeit. Sie sind nicht für das Leben gerüstet, vertändeln es träumerisch und werden zeitlich und wielleicht, ach — ewig unglüdlich.

Weffen sittliche Starte ben bojen Einfluffen gu widerstehen vermag, der bringe ein Opfer der Ent= sagung zur Eühne für die zahllosen Günden, zu denen schlechte Romane verführen. Eine Lehrerin spielt nicht mit der Gefahr, die schon Seilige zum Falle gebracht hat. Sie kennt oblere Unterhaltungs= stoffe. Sie hat lesen gelernt im Buche der Natur und dringt vom sichtbar Schonen zu Gott empor, der in aller Erdenherrlichkeit lebt und webt; sie burftet nach einem trauten Ruhestundchen beim Tabernakel, nach ftiller Raft in eigener Seele. — Und bleiben ihr noch Muhestunden, so vertieft sie sich in Zeitschriften und Bücher, die sie weiterbilden in ihrem Beruf, oder sie schöpft aus einem reinen Buche, das nicht nur die Phantasie weckt, sondern vielmehr zu Lebensflugheit führt, fie anregt zum Tiefergraben und Höherbauen.

B. Sager, Inftitut Seiligfreus, Cham.

#### Die rätoromanische Sprache

Mathias Luor, Chur

Ħ

lleber die Bedeutung der rätoromanischen Sprache.

"Stai si, defenda Romonsch tui vegl lungatg! Risguard pretenda Per tui pertratg,"\*)

so ertont die Stimme des größten romanischen Dichters G. C. Muoth hinaus zum Volk der Bündnerberge. Ist es benn nötig, daß ein Dichter jemals eine Nation aufmuntern muß, ihre Sprache zu verteidigen? Leider war dies vor einigen Jahr= zehnten bei uns Ratoromanen der Fall. Als nämlich die Eisenbahnen unsere entlegensten Täler mit den Zentren des Kantons und mit dem Unterlande verbanden und als die Fremden, die anderer Zun= ge sind, von unserer Gebirgswelt immer mehr an= gelockt wurden, fingen die Romanen da und bort zu wanken an. Manch einer schämte sich beinahe, ein Romane zu heißen, und fühlte sich glücklich, bei jeder günstigen Gelegenheit ein mehr oder weniger gutes Deutsch sprechen zu können. Weitsichtige Männer erkannten aber bald die Gefahr, die unse=

rer "Mumma romontscha" brohte. Darum setzten sie ihre ganze Kraft in den Dienst der rätoromanischen Sprache, um sie zu erhalten und zu fördern. Und es war gut; benn unsere Sprache ist in mancher Hinsicht von großer Bedeutung.

Bor allem fommt ber rätischen Sprache ein hoher Wert zu als der vierten Landessprache. Die Schweiz bilbet feine Nation mit einer einzigen Sprache und mit einer einheitlichen Rultur. Sie umfaßt vielmehr vier verschiedene Sprachen und ist somit das gemeinsame Vaterland von Brubern, die sich stark unterscheiden hinsichtlich ihrer Abstammung, ihres Charafters, ihrer Geschichte u. ihrer Sprache. Die Schweiz strebt nun darnach, diese verschiedenartigen Volksteile zu einigen, damit jeder brüderlich für die Sache des andern einstehe und das Wohlergeben des Beimatlandes nach Kräften fördere. In der Erreichung dieses Zieles will der Rätoromane seinen Mitbrüdern nicht nachstehen. Im Gegenteil! der rätoromanischen Nation, die zwischen die große deutsche und lateini= sche Kultur hineingestellt ift, erscheint es sogar gegeben, in mancher Hinsicht versöhnend und vermittelnd einzugreifen. Dabei benke ich an das Tun und Sandeln wackerer romanischer Rämpen wie C. Decurtins und Alois Steinhauser. Es ift ferner begreiflich, daß die Schweizer der brei Sauptspras

<sup>\*)</sup> Steh' auf, Romane, verteibige beine angestammte Sprache! Forbere Rücksicht für beine **Denkart.** 

den mit ihren Sprachgenossen des Auslandes sprachlich und allgemein kulturell in enger Berbin= bung stehen. Das wird an sich ber Eintracht unse= rer Beimat feineswegs schaben. Doch wie feicht fann man sich von politischen Unsichten ber betref= fenden Länder beeinfluffen laffen! Belche Rolgen werden die Meinungsverschiedenheiten alsdann für unsern patriotischen Geist haben? Wir Romanen sind einer solchen Gefahr am wenigsten ausge= sett. Wir stehen einfach als Schweizer ba, ohne burch die Sprachgleichheit mit irgend einer Rachbarnation beeinflußt zu fein. Unfer ganzes Tun und Lassen, unsere Geschichte und Tradition, alles zeigt einen durch und durch nationalen Charafter. Un= sere Ahnen setten selber die Grundlage zu unserer Freiheit, gründeten selbständig die alten Bunde Rätiens und vereinigten sie zu unserem Kanton. Schließlich traten sie als freigeborenes romanisches Bolf in den Bund der Eidgenoffen. Romanisch ertonten die letten Worte des Bundner Selden Benedift Fontana: "Mo frestgamein vinavon Grischuns e buc sestermentei . . ." Romanisch ist das älteste politische Lied vom Mufferfrieg. Rä-

toromanisch erschallen schließlich die vielen Volkslieder, deren Klänge von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart am den Ufern des Rheins und des Inns ertönen.

Noch eine größere Bedeutung hat die romani= sche Sprache für das Wohlergeben unseres Kantons. Dieser stellt mit seinen brei offiziellen Spraden, Deutsch, Romanisch und Italienisch, gleich= sam eine Schweiz im fleinen bar. Wir Romanen durfen nun behaupten, daß gerade bas Romaniiche am meisten bazu beiträgt, die Eintracht unter den drei Brüdersprachen zu bewahren. Der Romane muß nämlich in ber Schule bas Deutsche lernen; und es fällt ihm leicht, sich auch bas Italieni= iche anzueignen. So bilbet er gewissermaßen ein Bindeglied zwischen den beiben andern Spracen. Bürde das Romanische einst weichen, so ware die Gefahr eines Auseinandergebens ber Geifter gewiß größer. Darum ericheint es auch, vom allgemeinen schweizerischen Standpunkt aus betrachtet, wertvoll, daß das Ratoromanische weiterblühe und gebeihe und als vierte Landessprache anerkannt und betrachtet werbe. (Schluß folgt.)

#### Zum Geschichtsunterricht

Reißt euch los von der Vergangenheit, schaut in die Jukunst! Die Vergangenheit ist ein Ballast, der euch beim Borwärtsgehen hindert. Daher einen Strich über die Vergangenheit! So ungefähr urteilt Nietziche. Damit spricht sich der deutsche Philosoph für den Unwert der Geschichtsstreunde zu der Ansicht: Die Kenntnis der Vergangenheit lehrt uns die Gegenwart besser verstehen, Menschen und Mensichenleben gerechter beurteilen; sie gibt uns auch zu erkennen, daß Kunst und Wissenschaft von heute auf den Errungenschaften der Vergangenheit sußen.

Wie steht es nun mit dem Bildungswert des Geschichtsunterrichtes in unserer Velksschule? Man hört selbst von Schulmännern der Praxis klagen, wie erschredend gering der Jahresersolg seweilen sei. Die geistigen Fähigkeiten des Kindes seien noch zu wenig entwickelt, um dem Geschichtsunterricht mit Verständnis solgen zu können; es verstehe nicht, verwandte Tatsachen miteinander zu verknüpsen, es könne nicht irgendeine geschichtliche Tatsache als Folge einer Ursache betrachten, überhaupt nehme es gedankenlos hin, was ihm geboten werde.

Dagegen ist zu erwidern: Es läßt sich wohl die materielle Seite des Bildungswertes direkt prüsen, nicht aber die sormale und ethische. Was das geschichtliche Wissen angeht, so ist es richtig, daß das Kind in der Volksschule noch viel zu wenig reisist, um der Geschichte als wissen schaes Fach das gewünsche Verständnis entgegendringen

zu können. — Sollten in diesem Fache bessere Lehrerfolge erzielt werden, so müßte man kindertümliche Stoffe bieten. Dann wird im Kinde mehr Freude und Interesse wachgerusen.

Die Geschichte darf vielleicht auch mehr im Geiste, des Arbeitsprinzips erteilt werden. Welche Lust gewährt es doch dem Kinde, sich selcht zu betätigen, an der Gestaltung des Geschichtsunterrichtes mitzuwirken, etwa durch Sammeln passender Bilber und Gegenstände aus alter Zeit oder durch Zeichnen von Stizzen und Karten oder durch Bauen einer Psahlbauerhütte aus Holz und Bast! Wie schaffensfreudig werden da bald ein paar Dutzend Kinderhände wetteisern, wenn es gilt, eine Freiausgabe zu lösen!

Auch ift es der einsache, schlichte Bortrag, frei von Künstelei, aber voll Anschaulichkeit, mas dem Rinde die Geschichtsftunde lieb macht. Wie ge= bannt sind da die Rinderaugen auf den guten Erzähler gerichtet: es öffnen sich die Geheimkammern des Kinderherzens. Wie padend find gerade unfore Schweizersagen, die der Phantafie so viel Spiels raum lassen, ohne daß der Lehrer ein Zerrbild ge= schichtlicher Tatsachen gibt! — Der Vortrag fei felb't\_ redend frei, das Buch bilde den Schluß der Lektion. Ferner soll das Kind auch während der Darbietung des Stoffes zu Worte kommen. Es läßt sich immer etwa eine Frage einflechten, die an früher Besprochenes anknupft; auch weiß das Kind immer etwas aus feinem, wenn auch bescheibenen Erfahrungsfreis zu berichten,

Noch eine Forberung muß an den Vortrag des Lehrers gestellt werden: er sei gefühlswarm und wahr. Wie sollte denn beim Kinde die Unterrichts= freude geweckt werben, wenn der Lehrer mit ver= droffenem Muffen ans Werf geht? Denn nur was vom Herzen fommt, geht zum Bergen.

Ein Unterricht also, welcher der Natur des Schülers mehr Beachtung schenft, wird auch weit grö-Bere Erfolge zeitigen: ben geiftigen Gesichtsfreis weiten, das Gedächtnis stärken, die kindliche Phantasie beleben, das Denken fördern und zur Charatterbildung beitragen. Josef Wüest, Hittirch.

## Innigkeit und Innerlichkeit (Nachdenkliches zu einer Stormlesung)

Wenn wir einmal einige Augenblide wahr und treu unserem Innern zugehorcht haben, ist es uns klar geworden, was Innigkeit sein will. Mir ist es, als ware das innere Leben mit einem stillen und flarfließenden Bächlein zu vergleichen, deffen reines Wasser von Menschenseele zu Menschenseele quillt. Mitunter aber sprießt aus dem Quell soviel Wasser, daß es die Ufer fast überschwemmt. Dann regt sich's gleich einer geheimnisvollen Rraft in unserm Berzen; wir spuren ein tiefes Empfinden, ein innerstes Sein und Gefühl. Den echten Lprifer wird sein Gefühl, wenn es das höchste Maß von Fülle und Tiefe erreicht hat, von selbst zum Dichten nötigen und wie mit Berablut das gange Lied durchströmen. Er kann die Innenempfindung durch seine poetische Begabung flar gestalten; sei es, daß seine Berse von Heimweh, Heimat und Natur ober von Freundschaft und Liebe singen.

Was der Dichter empfunden, das rührt sich auch in uns; und unser Herz brauft und singt, da es die Wesen mit Sehnen fühlt.

Nahe verwandt mit Innigkeit ist Innerlichkeit. Sie hat die Art und Neigung, sich möglichst vom äußerlichen Aufwande zu entfernen und loszulösen. Innerliche Menschen behalten ihr Innerstes und Bestes schweigsam für sich und nicht leicht geben sie sich der Neugierde der lauten Welt preis. Ihr Gemütsleben ist ausgedrückt in dem Sat: "Du willst es nicht in Worten sagen!" Der eigentlichen Sprache suchen sie sich manchmal völlig zu enthalten, suchen, fie zu entbehren. Gie beweisen uns, daß es auch eine ftumme Beredfamkeit gibt. In schlichtem Benehmen und mit möglichst wenig sprachlichem Aufwand verstehen sie einander. Sie lieben es, sich mit feinen erfinderischen Mitteln burch innere Beise gang verschwiegen, aber doch deutlich auszusprechen. Mit den Augen reben sie und antworten mit den Gebärden.

"Innerlichkeit ist die Kraft, innigste Gefühle verschlossen in der Bruft treu aufzubewahren." Durch edles und reines Streben trachtet sie also barnach, ein Innenleben zustande zu bringen. Diese Menschen suchen inwendig zu leben; nicht Aeußerlichkeit und Verschwendung nennen sie ihr eigen, wodurch die Gefühle offen zur Schau getragen und in den Rot geworfen würden; sondern in kindlicher Scheu find sie zurückaltend, wortkarg und leben in keuicher Verhaltsamkeit. Wohl scheinen uns solche Menschen oft falt, arm, ja sogar herb und starr, aber sie leben in stiller Freude und haben einen Reichtum, ber ihnen nicht genommen wird. R. R., R.

#### Morgen in den Bergen

Wie ein blauer Mantel der Schönheit Liegt es um unsere ewigen Berge; Aber mählich höher und höher Sebt das Licht die wehenden Flügel; Und vor Glanz und Erfüllung trunken Jauchzen die Wälder wie selige Kinder; Und wie Kinder singen die Quellen. Aber Männer, die Stirne erhoben In den Aether, tropig das Auge, Die chernen Sande geruftet jum Rampf: Unfere uralten, ewigen Berge! Erifa Schubiger, Chur.

#### Mitteilungen der Schriftleitung

- 1. Die verschiedenen treundlichen Zuschriften über "Seminar" Rr. 1 werden herzlich verdankt, und alle Unregungen follen erwogen werden.
- 2. Die nächste Rummer wird nur 4 Seiten gahlen.
- Die Mitarbeiter werden gebeten, ihre Manusstripte bis spätestens 10. Juni einzusenden.

  3. Auch die Stimmen der Jugend sind Stimmen der Zeit. Unsere 1. Nummer brachte ein Gesticht dicht, das wie ein ahnungsvoller Weckruf klang. rabhängig davon entstand die Arbeit "Im
- Dunkeln wandern", die einer besondern Beach tung empfohlen sei, weil sie sinnbildlich die Lebensstimmung unserer Zeit trifft.
- 4. Einen besondern Hinweis verdient auch der temperamentvolle Brief aus Chur. Damit nun aber unsere Mitarbeiter in nen nicht von ungalanter Behandlung sprechen können, sei auch ihnen das obrigfeitliche Lob gezollt; und wenn wir jest Commer hatten, mußte jede ein hübsches Sträußlein bekommen.



Beilage zur "Schweizer=Schule"

Schriftleitung: Georg Schnyder, Seminarlehrer, higtirch

Inhait: Eroy alledem! — Um eine neue Zeitichrift — † Anton Hautle, Seminarist, Bütschwil — Gine freundsiche Erinnerung — Die rätoromanische Eprache — Mitteilungen der Schriftleitung.

#### Troy alledem!

Trot alledem! Ein frisches, fräftiges Wort, das uns Mut und Energie einflößt und uns stählt zu freudigem Schaffen.

Großen Segen fann die Kraft und Energie des "Trotz alledem" bei all den Entmutigten und Müsten, bei den Erfolgarmen und bei den Zuversichtsslosen stiften. — Müde legt ein geprüftes Menschenfind die Waffen aus der Hand. Nach manschem Mißerfolg möchte es den Kampf nicht mehr weiterführen. Ein energisches, entschlossenes, von der Gnade bewirftes und begleitestes "Trotz alledem" aber gibt seinen Pulsen neues Leben, spornt es an, das Wagnis nochmals zu besginnen, nochmals alles einzuseten, mit verzweisselter Energie zu fämpsen, um — vielleicht — endlich zu siegen! Trotz den Niederlagen seit u. unentwegt das Ziel im Luge — dann muß es endlich glücken!

Dieser guten Seite des Trozes, nämlich dem beharrlich ausdauernden Mut, der unendlichen Seegen stiften kann, steht aber die sinstere Hartnäckige feit gegenüber, die Starrköpfigkeit, die die zur Wiederschlichkeit hinsührt. Solches "Trozealledem" versteist sich auf die eigene, gar oft unrichtige Meisnung und verbohrt sich in blinder und rücksichtsloser Seldstüberhebung in seine Ideen. Unabsehdar können die verderblichen Folgen solchen Trozes

sein: unzugänglich für fremde Einsicht will ein solder Trottopf sich mit zähem Eigensinn die eigenen Wege bahnen, unbefümmert darum, daß er der andern Glud und Frieden zerstört.

Schon in Kinderschuhen treffen wir solch heilsofe Trotköpfe, deren Losung "Trotz-alledem" heißt, und die trotz Elternverbot und Lehrerwarnung den eigenen, verderblichen Weg gehen. Was soll aus diesen schlechtberatenen Kindern werden, wenn ihre Untugend nicht rechtzeitig behandelt wird? Rebellen und Revolutionäre, Aufrührer und Zwietrachtstifter, die Unheil säen und ernten, Unbolde der menschlichen Gesellschaft, die nie gelernt, den seiten Willen auf das Schöne, Wahre und Sute zu lenken und sich für dieses einzuseten.

Zwei Ausblide also tun sich auf bei Betrachtung des "Trotz-alledem": hie Schuld und Berderben, dort Mut und Segen. Das mag uns anspornen, unsere Schaffensluft mit eisernem Willen nach dem Guten hinzulenten. Starke, zielbewußte Seminaristen kennen nur eine Losung: trotz alledem! Und wenn's auch auf einem Gebiet mißglückt so wächst auf anderm Gebiet umso schöner der Erfolg, und das erhabene Ziel winft und lock! —

Darum: Trog alledem! -

Stans, St. Klara. Sedwig Obermatt.

## Um eine neue Zeitschrift

Alfred Telber, Sigtirch

Vor sieben Monaten ist in Frauenseld die erste Nummer der "Schweizerischen Mittelschülerzeitschrist" herausgesommen. Serausgeber ist die Verseinigung schweiz. Mittelschüler. Vielverheißend hat die erste Nummer ihren Gang durch die schweiszerischen Gaue angetreten. Wie zu erwarten war, hat die Zeitschrift Aussehen erregt. Man nahm dafür und dagegen Stellung. Einige meinten, jest werde man über verschiedene Probleme ausgeslärt, wenn die Schüler selber darüber reden; andere

verlangten, daß sich Schüler nicht in Fragen misichen, die sie nichts angeben.

Die Mittelschüler stedten ihr Ziel hoch. Sie wollten Taten vollbringen, deren Erreichen selbst Erwachsenen Mühe macht. Sie sahen auch gleich ein, daß ihre Aufgabe schwierig sei; doch indem sie sich zu einer Gemeinschaft zusammenschlossen, hoffsten sie, ihre Werke zu vollbringen.

für und dagegen Stellung. Einige meinten, jest on der Gemeinschaft haben die Mittelschüler werde man über verschiedene Probleme aufgeklärt, die einzige Waffe gesehen für die Entwicklung und wenn die Schüler selber darüber reden; andere Erhaltung des jugendlichen und geistigen Lebens.

Nicht nur zwischen den Zöglingen einer Lehranstalt, sondern erst recht zwischen den Schülerschaften verschiedener Schulen sehlt der Zusammenhang. Sie stehen sich innerlich ferne. "Zusammenschluß ist eine Wasse im Existenztampf — — und eine tiese Notwendigkeit für die Entwicklung und Ershaltung unseres geistigen, vor allem unseres jugendlichen Lebens," schreibt die Schriftleitung. An den Schülern sehle es, darum müsse auch von ihnen die Uenderung kommen.

Was wollen die Mittelschüler? Stellung nehmen zu allen Fragen des jugendlichen Lebens, auch zur Schule. Nicht fritisieren und schimpfen, sondern mitarbeiten follen alle, damit ihnen die Schule mehr wird als fie beute sein fann. Allen Führern fieht das Blatt offen. "Aber", fagt die Redaftion, "wenn wir auch die Notwendigkeit der Führung erkennen, so muß doch zuerst etwas da sein, das geführt sein will." Das eigentliche Ziel ist, "bie Erfenntnis durchdringen zu laffen, daß Schlappheit und Tatenlosigkeit einer wahren Jugend unwürdig sind; unsere Sache ist es vielmehr, neues Leben zu bringen, mit der Sehnsucht nach Wahrheit alles zu durchdringen, mit allem uns auseinanderzusetzen, und mit ungebrochener Rraft und Begeisterung für unser endlich gefundenes Ziel einzutreten. Dabin wollen wir kommen in fester Gemeinschaft."

Um dem Leser zu zeigen, für welche Fragen sich die Mittelschüler interessieren, nenne ich die Titel verschiedener Aussätze: Erziehung und Selbsterziehung; Moderner Schulgeist; Sportgeist; Schulsmüdigkeit; Erziehung zur Gemeinschaft; Jugendsibealismus; Patriotismus — eine Frage; Patriotismus — eine Arage; Patriotismus — eine Antwort; Schule und Staat usw.

Da ist vor allem der Artikel "Patriotismus - eine Frage," geschrieben von einem Berner Symnafiaften. Aus dem Auffatz fpricht ein Jungling, der ein begeisterter Patriot ware, mußte er nur Antwort auf die Frage: "Gibt es eine ideelle Schweiz?" Nicht mit allgemeinen Phrasen möchte er sich abfüttern lassen, nicht mit weichen Gefühlen. Er will der Sache auf den Grund gehen und fragt: "Schweiz, wo ist beine Lebensberechtigung außer derjenigen, daß du gestern warst? Wo ist beine Aufgabe, die du u. nur du erfüllen fannst für heute u. morgen?" Mit ernstem Willen sucht der Berfaf= fer nach einer Untwort; aber er findet feine; im Ge= genteil: wir sprechen nicht schweizerisch, sondern beutsch, französisch, italienisch. Und unsere Reutra= lität, "ift fie nicht ein vorsichtiges Burudweisen, Durchschlängeln?"

In einer der folgenden Nummern gibt eine Berner Gymnasiastin, Monika Solzapsel, die Ant-wort. Sie verwirft ebenfalls jene parteissche Liebe zum Vaterland, die gleichsam eine Vergötterung des eigenen Ich bedeutet. Die wahre Aufgabe des Vaterlandes liege darin, "daß wir versuchen, einer möglichst großen geistigen Vervollkommnung entge-

genzustreben, indem wir unsere besten Anlagen am meisten zu fördern versuchen, um vielleicht auch später andern in dieser Hinsicht zu helfen." Gerade der Umstand, daß verschiedensprachige Völkerstäm= me zu ber Schweiz vereinigt sind, sei der Erfüllung dieser Aufgabe günstig.

Erbitterte Debatten werden ausgesochten. So regte die Einsendung "Moderner Schulgeist" der obgenanten Berner Gymnasiastin mehrere Rameraden zur Aussprache an. Der Inhalt des Auffatzes ist furz folgender: Es gibt in allen Lebranstalten Schüler, die ausgelacht werden, weil fie eifrig, auch außerhalb der Studierzeit, sich mit ihrem Lieb= lingsfach abgeben. hier barf man nicht nach einer Schuld, sondern nur nach den Urfachen fragen, und solcher sind viele. Eine der schwerwiegendsten ist der heutige Sport. Während er noch vor einigen Jahrzehnten vernünftig betrieben wurde, ift er heute zum Kanatismus ausgeartet. Dagegen emport sich die Berfasserin und ruft ihre Mitschüler zum Rampfe auf gegen diesen "Mörder des Geistes." Auf diese Berausforderung erschienen mehrere Antworten. In einem Schlugwort faßt die Einsenderin das Ergebnis des Rampfes zusammen: Sport ift nötig; wer nur seinem Geifte Nahrung zuführt u. dabei den Körper vernachläffigt, der hinkt ebenso wie der, welcher nur seinen Körper pflegt und den Geist vernachlässigt. Aber sie empört sich gegen den übertriebenen Sport u. dagegen, daß man statt geistiger nur törperliche Wettkampfe ausficht.

Welches sind die Schickfale der neuen Zeitschrift? Bereits die erfte Nummer wird angegriffen. Die "Schweiz. Bodenfee Zeitung" ift ein ent= ichiedener Gegner der neuen Jugendbewegung. "Wir haben schließlich nichts dagegen, wenn sich die Berren und Damen Mittelschüler mit der Zeit bewegen, was wir aber nicht billigen, find Auffätze wie sie das vorliegende Seft enthält." Die Zeitung greift aufs heftigste den Artitel "Patriotismus eine Frage" an. Nach ihrer Unficht ift die Meinungsäußerung eines Schweizerschülers unwürdig. "Bir meinen, diese Jungen mogen hinter ihren Büchern sigen und sich nicht in Fragen mischen, die fie nicht versteben." In einem längern Auffat ant= wortet darauf die Redaktion. Sie kann sich nicht mit der Scheinlösung verstehen, Diskuffion nur in= sofern zu veranstalten, als es einer hohen Zenfur gefalle. Ungriffe mußten fommen, das wußten die Mittelschüler, und sie lassen sich auch nicht entmuti= gen. Neben diesen Angriffen fehlen auch freund= liche Aufmunterungen aus dem Kreise ehemaliger. Mittelschüler nicht.

Die Mittelschüler haben sich zu einer Gemeinsschaft zusammengeschlossen. Ob diese Bereinigung fortbestehen wird, ob sie hält, was sie verspricht, wird die Zufunft lehren. In letzter Zeit scheint die Begeisterung etwas abgestacht zu sein.

#### † Anton Hautle, Seminarist, Bütschwil

Um 23. Mai hat uns die kalte Todeshand un= 1 fern lieben Mitschüler Anton Sautle entriffen. Eine hoffnungsvolle Menschenblüte ist allzufrüh verblichen.

Unser Ramerad stand im 18. Altersjahr. Sein Bater, ein im Berufe ergrauter Jugendbildner, hatte ihm den Primarschulunterricht erteilt und eine mustergültige Erziehung angebeihen laffen. Rach Abschluß ber Realschule fühlte Anton in sich die Liebe zu bem Berufe, in welchem sein Bater so segensreich wirkt. Im Frühjahr 1922 trat er in das Lehrerseminar in Zug ein. Mit Recht setzte man die schönften Hoffnungen auf den jungen, talentierten Freund. Schon hatte er die zwei erften Seminarjahre hinter fich, und mit neuem Gifer begann er die dritte Rlaffe. Einige Tage nach Schulanfang stellte sich jedoch ein heimtückisches Leiden ein. Doch unser Anton ergab sich nicht. Mit Anstrengung der letten Kräfte schleppte er sich in den Unterricht. Nachdem er einige Tage das Bett ge= hütet hatte, wurde sein Zustand immer bedentli= cher, und man verbrachte ben Kranten in bas juge= rische Bürgerspital und später ins Elternhaus. Mit frischem Mut rudte Unton im Berbft mit feinen Kameraden in Zug wieder ein. Doch bald machte sich wieder das gefürchtete Leiden bemerkbar. Auf Anraten des Arztes mußte er zum zweitenmal feine Studien unterbrechen. Trot der aufopfernden Pflege der besorgten Angehörigen verschlimmerte fich sein Zustand immer mehr. In dem Spital U3= nach fand er kein Beilung. Gewaltige, ungeflagte Schmerzen qualten ben ftillen Dulber. Mit hingebender Liebe wurde der Rrante im elterlichen Beim auf das sorgfältigste gepflegt. In gottergebener Geduld ertrug der junge Beld das harte Los. Schon glaubte man an eine Besserung. Noch zu Oftern begte der eble Jüngling den sehnlichsten Bunich, bald in Zug seine Studien wieder aufnehmen zu fonnen. Allein Gottes Ratichluß hatte es anders bestimmt. Er rief den schwergeprüften, durch die geduldig ertragene Rrantheit geläuterten Streiter Mariens zu sich. Ein Engel trug die Marienblume vor die Füße der Himmelskönigin. Bewahren wir dem lieben verstorbenen Freund ein treues Andenfen, und beten wir fur ibn.

S. Lehmann, Bug.

#### Eine freundliche Erinnerung

Um 5. April dieses Jahres fanden sich einige Jünglinge zusammen, um im St. Johannesstift in Zizers Exerzitien zu machen. Anfänglich wußte mancher von ihnen faum, was man unter Erergitien zu verstehen hat. Drei volle Tage schlossen sie sich von der Außenwelt ab. In der idollischen Stätte, die sicherlich nicht gunftiger fein konnte, um Exerzitien zu machen, hielten bie Jünglinge stille Einfehr, um in seliger Einsamkeit und Gottesnabe ben Glauben an Gott und an die fatholische Rirche zu ftarten. Dabei war ihnen der Exerzitienmeifter, Berr Prof. Streicher aus Feldfirch, ein vortreff=

licher Führer. Er gab sich unendliche Mühe, die Junglinge mit seinen Bortragen in religiöser Be-Seine Aufgabe mar nicht ziehung auszubilden. leicht. Troßdem hätte sie nicht besser erfüllt werden tönnen. Es ist wohl sicher, daß alle Teilnehmer aus innigfter Seele ben Dankesworten zuftimmten, bie ein Ramerad am Schlusse ber Bereinigung sprach: daß es Prof. Streicher gelungen sei, uns dem lieben Gott näher zu bringen. Daber ift es mir ein Bedürfnis, an alle katholischen Junglinge die freundliche Aufforderung zu richten, solche Ererzitienfurse wenn immer möglich zu besuchen.

Paul Tichuor, Chur.

#### Die rätoromanische Sprache

Mathias Tuor, Chur (Schluß)

Endlich durfen wir nicht vergeffen, daß die romanische Sprache auch uns selbst manchen Vorteil bringt. Sie leiftet uns zunächst fehr gute Dienste, wenn wir eine Fremdsprache erlernen müffen. An einem Gomnafium oder an einer an= bern höheren Schule find die romanischen Schüler anfangs im Deutschen etwas zurud. Aber wenn es beißt, sich irgend eine andere flassische oder moder= ne Sprache anzueignen, haben die Romanen im allgemeinen einen Vorsprung vor den Schülern anderer Zunge. Auch unsere romanischen Portiers in den Hotels werden oft bewundert, weil sie, ohne

besondere Schulen besucht zu haben, sich in mehreren Sprachen forrett und recht geläufig ausbrücken fönnen. Das Ohr des Romanen ist eben sehr emp= fänglich für fremde Tone, und seine Zunge ge= wöhnt sich leicht an jede fremde Ausdrucksweise.

Außerdem eignet sich die ratoromanische Sprache, die so viel Kraft und Wohlklang in sich birgt, vorzüglich für die Dichtfunft. Wir dürfen auch ftolz sein auf die Leiftungen unserer Dichter. 211s Beweis, daß auch das Blumlein der Lyrit auf dem Boden unserer Muttersprache blühen und gedeihen fann, diene hier das befannte und vielgepriesene Gedicht von G. Cabieli:

"Neiv e neiv! Tut la pleiv Ei da neiv curclada. Gie perfin Sin tgamin Ei la setschantada.

Prau ed èr E pumer Sut la neiv suspira; Buc in trutg

Buc in dutg Va tras planira. Senza neiv En la pleiv Mo in liug s'engarta Nu ei quei? O! igl ei Ina foss' aviarta."

Seufzen unter ber Schneebede. Nicht ein Weg, Micht ein Steg Ift in der Ebene offen. Ohne Schnee Im Dorf Findet sich nur eine Stelle. Wo ist das? D! es ist

Ein offenes Grab."

"Schnee ringsum!

Ist mit Schnee bedectt.

Muf den Schornstein

Sat er sich hingesetzt.

Wiese und Ader

Und Baum

Das ganze Dorf

Ja sogar

Aber auch an Liedern, die das Wohl und Wehe, das Tun und Lassen unseres Volkes schildern, fehlt es der rätoromanischen Sprache nicht. Dabei denke ich vor allem an das stolze Bauernlied von 21. Buonder, von dem fein Geringerer als Prof. Gon= zague de Rennold schreibt, daß es das schwei= zerischste Lied sei, das er kenne \*)

In der Uebersetzung von P. Maurus Carnot lautet das Lied:

"Quei ei miu grepp, quei ei miu crapp. Cheu tschentel jeu miu pei; Artau hai jeu vus da miu bab, Sai a negin marschei.

Quei ei miu prau, quei miu clavau, Quei miu regress e dretg. Sai a negin perquei d'engrau, Sun cheu jeu mez il retg.

Quei mes affons, miu agen saun De miu car Diu schengetg, Nutreschel els cun agen paun, Els dorman sut miu tetg. O libra, libra paupradat,

Artada da mes veals.

Defender vi cun taffrada! Sco poppa de mes egls.

Gie libers sundol jeu naschius. Ruasseivels vi dormir, E libres sundol si carschius E libers vi morir.'

"Das ist mein Fels, das ist mein Stein: Drauf fet' ich meinen Fuß; Bas mir ber Bater gab, ift mein; Wer fordert Dank und Gruß?

Feld, Scheune ift mein Eigentum, Mit Weg und Steg mein Land; Nach einem schau' ich dankend um, Und - Rönig heißt mein Stand.

Die Kinder, meiner Abern Blut, Sie fandte Gott mir zu; Mein eigen Brot ernährt fie gut, Mein Dach dedt ihre Ruh.

D Freiheit, freier Ahnen Gut, Ich schütze dich mit tapferm Mut, Ob arm, hab' ich bich gern Wie meinen Augenstern!

Frei war ich auf ber Mutter Schoß. Mein Schlummer furchtlos fei! Ich wurde mit der Freiheit groß. Und sterbend sei ich frei!

Weil die romanische Sprache seit Jahrhunder= ten in unserem Allpenlande gesprochen wird, ist es gewiß am Platze gewesen, das Festspiel der Zen= tenarfeier des Grauen Bundes in dieser Sprache vorzuführen, trothdem das Fest von vielen Deut= schen und Italienern besucht wurde. Ohne Zweifel haben die meisten, die zu dem Trunser Aborn hinaufgepilgert sind, Luft und Freude an unserer flangvollen Sprache erlebt. In uns Romanen hat das prächtige Festspiel die Liebe zu dem edlen Gute unserer Bäter wieder neugestärkt, sodaß wir alle mit dem Dichter Fl. Camaihias das schöne Volkslied anstimmen:

"Romontsch, Romontsch ei nies lungatg, E viva nossa viarva Schiditg sco sin ils cuolms il matg Verdegia nova jarva." "Romontsch, Romontsch, sei uns gegrüßt, Es leben deine Laute, So lang auf unsern Bergen sprießt Im Lenz die Alpenraute."

#### Mitteilungen der Schriftleitung

1. Die nädifte Nummer erscheint - leider nur 4seitig - im Oftober. Ginsendungen bis 30. Gep= tember erbeten.

2. Der Auffat über die "Schweizerische Mittel= schülerzeitung" ist vom Schriftleiter veranlaßt worden, der — ein Gegner der freien Jugendbewegung - das unbeeinflußte Urteil eines Ceminaristen · über die sieben ersten Sefte der neuen Monats= |

schrift hören wollte. Die erhaltene Arbeit ist rein referierender Art. Unser "Seminar" nimmt aber ebenso gern auch fritisch Stellung zu der "brennenden" Angelegenheit. Möge sich jemand darüber äußern, wieweit die Schülervereinigungen einem Bedürfnis der Geminaristen entsprechen! Der Entscheid über die Berechtigung muß Sache der Lehrerschaft und Behörden sein.

<sup>\*) &</sup>quot;Ce sont les vers les plus suisses que nous connaissions." ("La Suisse une et diverse", pg. 261.)

## Seminar

Beilage zur "Schweizer=Schule"

Schriftleitung: Georg Schnyder, Seminarlehrer, Sittirch

Inhalt: Aus meinen Ferien - Ferienzeit — Verlorne Heimat — Jeder Menich ein Künstler — Seminaristens brief — Mitteilung der Schriftleitung.

#### 

## Aus meinen Ferien

Alfred Brun, Sigfirch

In den letten Sommerserien hatte ich eine sehr lehrreiche Nebenbeschäftigung. Eine treubesorgte Mutter bat mich, ihrem Söhnchen einige Privatstunden zu geben. Der fleine Hans ging nämlich lettes Jahr in die erste Primarklasse. Auch heuer stellte er sich noch einmal in die Reihen der Abcschützen, und dennoch hinkte er bedenklich hinkennach. Vor kurzer Zeit war er trübselig von der Schule heimgeschlichen und hatte seiner Mutter gestlagt: "Hüt het der Lehrer gseid, i müeß no einisch hode bliebe."

Recht gerne war ich bereit, diesem Anaben behilslich zu sein. Hänschen zeigte auch vom ersten Augenblick an viel Zutrauen; er versprach mir, recht fleißig zu lernen. In der ersten Stunde prüfte ich ihn im Lesen, Schreiben und Rechnen. Nengsilich preßte er einen Laut nach dem andern hervor. Schüchtern sah er mich immer an, ob er auch seden Buchstaben richtig benannt habe. Immerhin konnte er einige Zeilen ganz ordentlich lesen. Nur den gedruckten I kannte er nie, sooft ich ihn auch benennen ließ. Endlich fand ich einen kleinen Aniff, womit ich dem Bürschen den unliebsamen Buchstaben unvergeßlich machte.

"Hans, siehst du benn nicht, wie dich dieser Kerl immer auslacht, weil du ihn nicht kennst? Schau, er streckt dir immer die Zunge heraus." Ich zeigte das kleine Zünglein, das oben am gedrucken l zu sehen ist. "Wenn er dir wieder begegnet, so streck' ihm auch ganz frech deine Zunge heraus, und dann kannst du ihm auch ganz sicher den Namen sagen. Du mußt aber aufpassen, denn der l hat noch einen Bruder, dessen Zünglein man auch immer sieht. Du kannst ihn aber seicht vom andern unterscheiden,

denn er hat einen großen Kropf. (b) Schau' ihn nur einmal an, ob's nicht so ist! Der heißt nun aber nicht I wie sein Bruder, sondern b".

Ihr hättet nun sehen sollen, wie sich das Büblein über die beiden Brüder freute. Wenn er den l sah, streckte er sosort die Junge heraus, lachte und gab ihm den richtigen Namen. — Iehnliche Mittel mußte ich noch viele anwenden, um ihm die Buchstaben einzuprägen. Die Hauptsache ist ja doch, daß man zu einem Ziele kommt, sei es denn auch auf etwas sonderbarem Wege.

Weniger ängstlich als beim Lesen zeigte sich mein Schüler beim Schreiben. Zielbewußt führte er den Griffel über die Linien hinauf und hinunter. Doch mit einigen ernsten Worten war er zu bewegen, die Lineatur zu beachten.

Im Rechnen dagegen stand es besonders schlimm. Ganz ked behauptete er: 1+1=9. Dabei rollte er seine großen Augen, lachte mit dem gangen Ge= sicht und freute sich unbändig über seine kühne Aus= jage. "Da gebe ich nun nicht nach, bis ich einen Fortschritt sebe," war mein Entschluß. In der nachften Stunde murde nur gerechnet. Doch ber Schuler war der bessere Pädagoge als der Lehrer. Um Ende der Stunde jagte mir der Rleine, daß er feine Stunden mehr wolle, wenn er nur rechnen muffe. Damit hat er mir einen großen Fehler verbeffert. Ich faßte den Entschluß, nie eine ganz bestimmte Beit festzuseten, mabrend ber ich ein Rind mit ber gleichen Arbeit beschäftigen will. Gobald ich sehe, daß der Schüler kein Interesse mehr zeigt am Fac, so breche ich sofort damit ab; denn ich habe gefunden, daß dann alle Arbeit umsonst ist. Gebuld führt eher zum Ziel als Zwang.

#### Ferienzeit

Jojef Ballimann, Sigtirch

Ich träumte eben noch vom Musikunterricht im Seminar. Die ganzen Noten mit ihren weitaufgerissenen Mäulern kamen langsam näher geschlichen, während ihre viel behendern Verwandten, die Sechszehntels= und Zweiunddreißigstelsnoten in sinnenverwirrenden Reigen auf und nieder rasten. Uch nein, das ist za eine Jazzbandmesodie von gestern abend! Tetzt erinnere ich mich, da ich wach liege. In der Stude drunten schlägt die Uhr: Eins, zwei . . wozu zählen! Es stehen mir ja ungezählte Ferienstunden zur Verfügung.

Das ganze Dörschen badet sich schon in der Morgensonne, als ich auf die Straße trete. Mir zur Seite schreitet ein netter Kamerad. Es ist zwar nur mein Hund. Bitte, machen Sie kein so verächteliches Gesicht! Er stammt aus dem königlichen Geschlecht der Rattenfänger und heißt "Prinz". Zierslich setzt er Bein vor Bein, das Haupt nach vorwärts gerichtet. Ich weiß nicht, wer von uns beiden es höher trägt. So schreiten wir durch die Wiesen, deren Blumen ob des vielen Taues noch nicht wageten die Kelche zu öffnen.

Bald nimmt uns ein Wald auf, von jener Ausbehnung und Romantik, wie man sie selten mehr findet.

Prinz drückt seinen Kopf leicht an mich. Auch er fühlt die Erhabenheit dieser Hallen; denn sein Auge blickt dunkler als sonst. Ueberhaupt sollten sie einmal sein Antlitz sehen! Augen hat er wie ein Benediktinermönch. Berzeihen Sie diesen küh=

nen Bergleich, aber ich kenne sonst feine Wesen, die solch tiefe, feurige Augen haben, wie jene. Prinz besitzt Augenbrauen von einer Buschigkeit und Lange, bie ihn Rietiche ahneln laffen. Geine Lefzen find mit einem Barte von solch widerhaari= ger Struppigkeit geziert, wie ihn Musiker zu tragen pflegen. Wir schreiten babin, traumhaft, die Belt vergessend. Die Sefunden eilen, die Stunden zerrinnen. Ein Fluß gebietet uns halt. Ein hoher Ralffelsen, so weiß und glatt wie Marmor, bildet das diesseitige Ufer. Ein Stein lädt uns zu ruhen ein. Prinz sett sich neben mich. Ich schaue in die leise rauschenden Fluten, die ineinanderverlaufen wie die Farben eines garten Gemäldes. Meine Ohren lauschen bem mächtigen Rhythmus des Fluhes und dem plätschernden Lachen der Wasser. Das Ganze fommt mir vor wie eine Beethoven=Sinfo= nie. Die leise rauschenden Tannenwipfel spielen da= zu eine wundersuße Sarfenbegleitung. Pring träumt irgend einem Problem nach. Die rote Junge hat er leicht auf die Spigen der Zähne gelegt, und seine Augen schauen nach ber weißen Kelswand, als ob er dort ein neues Mane Thefel Upharfin entdedte. Ich zerstüdle einen Aft und werfe langsam Teil um Teil ins Waffer. Sanft werden fie von den Fluten fortgetrieben. Sie überschlagen sich und find um die ferne Biegung verschwunden. Pring nickt. Ich glaube, er ichläft. Ein müber Sauch geht über Wald und Welt. Der Flug rauscht. Die Sekunden eilen; die Stunden zerrinnen. Es ist Ferienzeit.

### Verlorne Heimat

R. Stieger, Roricach

In Oberriet, meinem Heimatort, spricht man in den meisten Wörtern ein va, wo wir ei haben. Dort sagen sie: "Hoa, woascht, alva, Moatli." In Alltstätten heißen die gleichen Wörter: "Ha, wascht, Matli"; und doch sind die beiden Orte kaum zwei Stunden voneinander getrennt. Zudem ziehen die Oberrieter stolz nach dem Altstätter Markt, der seben Donnerstag abgehalten wird. Dort rumpeln sie gewaltig mit ihren Karren und wollen eine Sau "verkosen" oder eine Kuh "hoa schloapse." Sind laut wie die anwesenden Kriesner oder "Muntliger" oder Appenzeller, und der Altstätter ist auch nicht still in seiner "Hamet", und seder spricht eine andere Mundart.

Dann am Nachmittag hodt das reinste Durcheinander in den Wirtshäusern und "vertuschiert" über alles "Glomp". Ueber "malesigse" Männer, über einen "tusigs Kanali" (einen Durchtriebenen), einen "Luftschmeder" (einen Aufgeputzten, der sogar die Luft beschnüffelt) oder über einen "Sted-lijunker" (der nicht weiß, wie er genug schön schreiten muß), und jeder hat etwas zu sagen; und das rinnt und tönt wie der Regen in einer "Pfätene" (Dachrinne). Nur die ganz "Storigen" (Einfältigen) hoden in einer Ede und sind wie ein Ziehbrunnen der "galt" ist (von dem kein Wasser zu erhalten ist), sind stumm wie ein "Ahau" (Scheiterstod.) Die andern aber ziehen Luftgespinste und "bäseln" den ganzen Nachmittag um irgend einen Gegenstand herum bis einer aufsteht und sagt: "Aber was Teufels sitzen wir denn hier und verplämpern die Zeit?"

Dann später vielleicht kehren sie schwer und protig nach Sause. Aber beim Anblick ihrer alten Hütten sinkt der unnatürliche Stolz jäh in sich zusammen, und heimatliche Wärme kriecht wohlig in die alten Glieder hinein. Sie bleiben die Alten, und wenn hundert Züge durch ihr Dorf pfeisen oder wenn Bub und Mädchen tagelang in die Städte hineinguden. Wenigstens solange sie noch Bauern sind.

Zieht aber eine Familie in die Stadt, so legt das bleiche Benehmen leise seinen Saum um den Körper der Menschen, denn als ein dunkles Licht kommt langsam das Neue geschlichen, und es legt sich auch in die Sprache hinein. Aber groß wie Berge in der Nacht ragt die Eigenart im Denken und Hanzbeln ihrer Väter stumm aus den falschen Klängen heraus und geht über auf die Kinder. Die gehen umher wie alle. Nur manchmal an einem dummen Tag hören sie ein Tönen, wie von Dörfern, draußen vor der Stadt.

Dann viele Jahre später treten sie mit einem verlorenen Schatten langsam in den Heimatsftraßen, wo sie nie gewohnt, umher und hören eine Sprache, die sie nie gesprochen und fragen lausschend, was das für ein mächtiges Erinnern sei.

Denn in der Stadt, zwischen steilen Saufern und erbleichten Mauern, fam es an muben Tagen bange aus den Weiten gezogen, mit Gesang; es war ein vertrautes Lieb, das man braußen zwischen Blumengärten singt, im Frühling, wenn der Wind den Blütenduft in die Städte treibt, und im Winter, wenn die Menschen nach dem Frühling verlangen.

Es lösten sich Worte vom Herzen los, flehten, daß man sie aufnähme und ausspräche. Gedanken blühten heiß empor, sagten einige Worte: "Heimat, Kindheit, Mutter." Aehnliches mußte schon einmal ausgesprochen worden sein: Früher. Sie sehen es im Geiste: groß war das Land und sonnig, und die Mutter neigte sich über ihnen und sprach solche Worte über ihren Kindern. Wie von ihr kamen auch setzt die bekannten Laute, und es rauschte wie Wind von irgendwoher. Aus der Jugendzeit. Das aber ward ein jauchzendes Sichselbsterkennen.

Daran erinnern sie sich und werben weit wie eine Sehnsucht. Jest hören sie die Muttersprache laut und fühlen den leisen Klang darin und den weichen Saum, der zur Mutter hinüberführt, und ferne liegen, schief und kalt, kalte Mauern einer Stadt. Bei Tage lieben sie diese, in der Nacht aber den stillen Ort, welcher einsam in der Weite liegt, und sie lieben den leisen Klang darin.

#### Jeder Mensch ein Künstler

Wir alle find Runftler. Freilich benten wir zu wenig daran. Die Wertstatt, in der wir arbeiten, ist groß und weit; und unser menschliches Auge fann die vielen Mitarbeiter nicht überblicen. Rechts und links an den Seiten des großen Mittel= ganges ber Werkstätte sind unsere Arbeitszellen, unsere Plätchen. Da fannst du gang für dich allein arbeiten, oder vielmehr an dir felbft. Deinen Charafter sollst bu ba bearbeiten und ihn zu einer Kunstfigur herausmeißeln. Hast du dich schon oft daran erinnert, oder haft du es bis heute vergessen? Ein großer Meifter, ja der allergrößte Runftler nahm uns an als feine Gefellen, als feine Arbeiter. Er schenkte uns die zu formende Masse, umgab uns mit allen möglichen und nütlichen Werfzeugen. Zu= erft halfen uns die lieben Eltern, die ältern Ge= schwister und die Vorgesetzten, die Masse zu for= men und die Werfzeuge recht zu benüten. Der Meister aber verlangte gar bald, daß wir nun selbst die Sauptarbeit leisten. Wenn wir mit Aufmerksamkeit den ersten Meißelzügen gefolgt sind, so ha= ben wir bemerkt, wie leicht die Arbeit auszuführen war. Jest, da wir allein arbeiten muffen, steht der große Steinblod hart, manchmal fehr hart und faum zum Behauen vor uns. Wir glaubten, die Hauptarbeit schon hinter uns zu haben, weil man uns allein meißeln ließ. Aber dem ift nicht fo.

Rur zarte, feine Linien hat uns ber Meister vorgezeichnet, und unsere ersten Mitarbeiter haben biese ein wenig ausgemeißelt und nachgehauen.

Alber faum zu erkennen ist das Bild, das da herauskommen soll: unsere Seele, das Ebenbild Gottes, unser vollkommener Charafter. Daß die Arbeit mühsam und hart sein und sehr viel Geduld und Ausdauer kosten kann, haben wir alle schon erfahren. Damit uns aber die Freude an diesem Schasfen nicht schwindet, zeigt uns der Meister immer wieder sein eigenes, wunderbares Bild, darnach das unsere sa gezeichnet ist. Aber nicht nur sein Bild zeigt er uns zur Ausmunterung, nein, er kommt selbst und hilft und meißelt mit.

Schon oft sah er, wie wir vor eckigen Ranken zurückschrecken und wie wir allen Mut zusammen= nehmen mußten, um die vorgezeichnete Linie her= auszuarbeiten. Darüber freute er sich sehr und sandte uns neue Hise, vielleicht auch ein neues Werkzeug. Benütze sie fleißig, wenn sie vielleicht bei ihrer Anwendung auch ein wenig schmerzen! Umso schneller und schöner wird dein Bild vollen= bet sein. Arbeite fleißig und mit Eiser! Saumseligfeit und Läßigkeit frankt unsern Meister tief, mehr aber noch schmerzt ihn unsere Mutlosigkeit und unser Mißtrauen. Er ist sa serne bereit, zu helsen und zu retten.

Und du brauchst seine Silfe, denn bald mußt du beinen Schülern ein Meister sein. Erinnere dich dessen oft, denn du wirst für sie einmal Rechensichaft ablegen müssen. Wenn du die vielen kleinen Arbeiter um dich versammelt haft, mußt du sie alle erst nach ihrer Arbeit prüsen. Jedes Kind wird ein

anderes Steintlötichen empfangen haben; jedes verlangt eine andere Behandlung. Viele Widerstände werben dir entgegentreten, und du wirst manchen harten Stein finden. Denke dabei aber an ben größten Meister, wie er mit dir selbst Geduld tragen mußte. Und wie groß wird einst beine Freude sein, wenn du diese Bildchen dann als vollendete Kunstwerke schauen darfst, bort, wo alle einst ausgestellt werden.

Unna Bad, Institut Beiligfreuz, Cham.

#### Seminaristenbrief\*)

Meine Lieben!

Einen braven Sohn zu haben, ist ein großes Glüd für die Eltern. Und je folgsamer der Sohn ist, besto größer ist ihr Glüd. —

Einen solchen Sohn wünsche ich Euch, in Ermangelung eines bessern, von Herzen. Ein solcher Bub ist der Augapfel der Familie, das unbesleckte Wappenschild im Kreise der neidischen Berwandten. — Kurz, er ist die Blume der Erziehung. —

Gibt nun dieser Sohn Landwirt, so loben die Eltern seine ungeheure Krast; wird er Bäcker, so rühmt man seine Säuberlichkeit; sühlt er sich berusen zum Abvotaten, Doktor, Pfarrer oder gar zum Lehrer, einsacher: studiert er, so loben alle Leute seine hohe Intelligenz; er weiß soviel schwere, unverdauliche Fremdwörter. Man lobt ihn und erwähnt nebenbei, mit einem schilchen tiesen Sinsatmen, die Summe Gelbes, die der teure Sohn schon gefostet hat. Aber die Eltern geben alles gerne hin für ihre Kinder.

Das weiß nun zufällig der fleißige Sohn, und nicht deshalb, nein entschieden nicht, sitt er öfters fleißig am Bierfrug und arbeitet, er studiert dort Lebensphilosophie, er löst die tiefern Probleme des menschlichen Daseins auf. Aber zulett studiert er, ob auf den sommenden Tag keine Aufgaben zu lösen sind.

Aber am Ende der Jahre (von jetzt an rede ich nur noch von mir) kommt die Prüfungszeit. Da steht der arme Kerl schon um 5 Uhr morgens auf, legt sich erft um 10 Uhr abends mübe aufs Bett und schanzt und ochst. Schließlich schwingt er sich burch, und am Ende fagt man zu neibischen Berwandten und bosen Nachbarn: "Ja, unser Sohn will nun nicht mehr studieren, er hat jett genug!" Durch besondere Wahl kommt er als Lehrer nach Hinter= pümplit oder Untergrünlingen und — bleibt dort bis an sein Lebensende. Sein Gesangverein und der neugegründete Regelklupp (man sagt doch Klupp, Clu,,b" ift jo fabe) bestatten unter Tränen, Trauerreden und tiefergreifenden Totenliedern die fterb= lichen Ueberreste ihres lieben gescheiten Schulmeifters. — Er ift dahin. — Und eben biefes Glud

wünschen ihm die Eltern von Serzen: angesehen soll ihr Sohn sein, von der Scheitel bis zur Sohle, von der Scheitel bis zur Sohle, von der Schule bis zum Grabe. Und halt — vielleicht kommt nacher noch eine Statistif hervor, welche die Anzahl Tagen angibt, die er gegeben hat.

Meine Lieben, so könnt Ihr mich auch haben, aber vorerst bleibe ich noch Euer teurer Sohn. Diesmal bin ich wohl besonders teuer, da mein Geld ausgegangen ist und meine Beine auf "Eselstreck" dich" nicht reagieren. Ich brauche nicht viel, nur so viel, daß ich nicht bald wieder schreiben muß.

Dank, Gruß und Ruß. Euer unvergestlicher, teurer Sohn Rich ard.

N. B. Ich habe Hunger, schickt mir "Schäub-linge."

#### Schweizerdeutsche Sprichwörter

Was zwänzg Johr es Chälbli ist, ged te Chue meh.

's isch nud, wenn men e Hund mues uf d'Jagd träge.

Der Muni isch guet ablo, aber bos abinde.

Me cha d'Iugund nit vellig inar Vogulchebig isperru. (Wallis).

Es cha fei Geiß elei stoße.

Wenn 's Chind tauft isch, will en jedere Götti sp.

D'Welt isch en ebige Heuet: die eine mached Schöchli, die andere verzettled sie wider.

#### Mitteilung der Schriftleitung

Die nächste Nummer erscheint, wieder kseitig, im Christmonat. Die Beiträge müssen bis 20. November eingesandt werden. Jene Seminarien, die bisher noch nichts von sich hören ließen, werden freundlich um Mitwirfung gebeten. Besonders willfommen wäre eine gediegene Arbeit von größerem Umsang.

<sup>\*)</sup> Ein junger Lehrer aus Rätien stellte diesen Brief aus seiner Studienzeit unfrisiert zur Berfüsgung, um zu zeigen, wie etwa ein Seminarist seinen Angehörigen zu Hause schreibt.

# Seminar

Beilage zur "Schweizer=Schule"

Schriftleitung: Georg Schnyder, Seminarlehrer, hittirch

Inhalt: Calonda Wars — Des Bergbuben Reise ins Seminar — Weine Lieblingsdichterin — Bom Lehrer und Erzieher — Unter dem Kreuse.

#### 

### Calonda Mars

August Luzio, Chur

Raum hat der Wanderer, der mit der Rhäti= schen Bahn von Chur nach dem schönen, hochgele= genen Engadin fährt, die romantische Schynschlucht mit ihren tahlen, nachten Felswänden hinter sich, so wird seine Aufmerksamkeit auf ein neues Tal hingelenkt, das sich rechts von ihm öffnet. Es ist das alte, schöne Oberhalbstein, romanisch Sursees, mit seinen zwei berühmten Pässen, dem Julier und dem Septimer, die etwa tausend Jahre hindurch den Verkehr zwischen Italien und Selvetien vermittelten. Schon in den ersten Jahrhunderten nach Christus führte eine Landstraße durch das Ober= halbstein über einen der genannten Pässe. Sie wurde vom römischen Raiser gebaut, und da sie ihm für die Verschiebung seiner Truppen sehr nütlich war, ließ er es auch an nichts fehlen, um sie in einem guten Zuftande zu erhalten. Seute noch findet man auf der Bergeller-Seite des Septimers Ueberreste dieser römischen Straße.

Das Oberhalbstein ist ein sechs Stunden langes Tal mit mehreren gletscherreichen Seitentälern. Es hatte ehedem verschiedene Schlösser und Türme, die dort an dem alten Straßenzuge zu Schutz und Wehr und Angriff erbaut waren, jest aber zum größten Teil in Ruinen liegen.

Die Bewohner bes Tales sind meistens einfache Bauern. Sie sind ausschließlich romanischer Zunge und bis auf einen verschwindend kleinen Teil katholisch.

Das Oberhalbstein besitzt heute noch keine Eisenbahn, infolgedessen ist der Verkehr hier nicht sehr groß, besonders zur Winterszeit nicht, während welcher die Pahübergänge einen zwei dis drei Mester hohen Schnee tragen. Darum ist es auch zu begreifen, daß das große Getriebe der modernen Welt ohne starken Einfluß an unserem Tale vorbeisslutet. Die Bewohner der Bergdörschen leben in

einem innigen Berhältnis zueinander. Wir finden bei den Leuten ein gewisses gemeinsames Mitempfinden und Mitfühlen, das mit dem Leiden nicht auslöscht. Die Gegend ist ohne Zweifel sehr ge= eignet zur Erhaltung alter Volksbräuche. Bei uns, besonders im oberen Oberhalbstein, laufen die bo= benständigen Sitten und Gebräuche nicht so sehr Gefahr, im Trubel der Moderne unterzugehen, wie das im Engadin der Fall sein dürfte, bei der heutigen Internationalität dieses Bündnertales. dem sind unsere Bauern konservativ. Sie halten in manchen Dingen am Angestammten fest. So suchen sie noch immer ihre alken, schönen Volks= bräuche, soweit es ihnen die jezige Zeit erlaubt, aufrecht zu erhalten. In meinem Beimatort Marmels, dem zweitoberften Dörflein des Oberhalbsteins, freut sich jung und alt noch jetzt bei ver= schiedenen Festen, die nach alter Sitte abgehalten werden, wie z .B. Bunmang (Neujahr), Buaneia (Dreikönigstag), igl tschevar (Fastnacht), la dumengia digl latg meltg (Nidelsonntag), vinschigliung (Erntefest), ir par las olmas (Allerseelen) u. s. f.

Besonders sind es die Kinderseste, die in unseren Dörfern sehr gepflegt werden. Das bedeutendste und ersehnteste von diesen ist für die Knaben neben demsenigen am Dreifönigstag wohl das mit Iubel und lautem Gepränge begrüßte Calonda Mars, der erste März. Gewiß freut sich die Iusgend schon setzt auf diesen festlichen Tag. Bei uns besorgen nämlich die Buben den Großbetried dieses Festtages. Die Mädchen haben allerdings auch etwas davon, und zwar etwas, das die meissten sehr erfreut, nämlich einen schulfreien Tag.

Das Fest nimmt ungefähr folgenden Verlauf: Um Morgen unmittelbar nach der hl. Messe versammelt sich die tapfere Bubenschar vor dem Schulhaus. Jeder Schüler, mit Ausnahme derer

des letten Schuljahres, trägt eine große Ruhglode ober Schelle. hier werden sie alle von den Leitern des Festes nach ihrem Alter eingereiht. Dann geht's los! Sie ziehen den ganzen Bormittag das Dorf auf und ab, aus Leibeskräften ihre großen Ruhgloden (zampugns) und ihre helltönenben Schellen (stgellas) schwingend. Je mehr Lärm die Glode macht, umso gludlicher fühlt sich ber fleine UBC=Schütze. Gar ftolz marschiert der alteste unter den Inhabern des Läutewerkes an der Spike der Reihe. Dieses durchs Dorf Auf- und Abziehen nennen wir "Suner or" b., h. den Win= ter ausläuten. Währendbessen sind die Führer auch nicht müßig. Jeder hat heute Arbeit in Hülle und Fülle. Einige von ihnen treffen die Vorberei= tungen für den Umzug, der am Nachmittag erfol= gen foll, die andern bereiten der wadern Schar, die draußen ununterbrochen und unermüdet dem Winter sein Ende verfündet "latg meltg" b. h. Nidel und Polenta. Dieses Festmahl wird dann gegen elf Uhr gemeinsam genoffen. Die jungen Freunde lassen sich das von ihren Mitschülern zu= bereitete Essen vortrefflich schmeden. Jeder sucht soviel nur geht unter Dach zu bringen. Sobald das Schmausen vorüber ist, stellt sich der Zug auf. Jetzt wird abmarschiert. Der älteste, mit dem Melteimer auf der Achsel, in der fleidsamen Tracht eines Appenzellersennen — mit kurzen Sosen, weißen Strumpfen, schon geftrickten Hosentragern über dem blendend weißen hemde, mit dem Sennentäppchen auf dem Hintertopf, ein qualmendes Pfeischen im Munde, — geht stolz seiner Mannschaft voraus. Die zwei hirten mit ihren runden, platten Hüten, die mit vielfarbigen Blumen geschmüdt find, und einigen Retten quer über die Bruft, muffen dafür forgen, daß "Rübe und Ralber" in Reih und Glied verbleiben; sie sind zu dem Zwede mit Stöden bewehrt. Hintendrein zieht bann ein fräftiges Zweiergespann einen Schlitten, belaben mit einem Butterfaß, einer Milchgebse, einem Räsekessel und überhaupt mit allen Geräten, die der Senn zum Käsen braucht. In dieser Forma= tion bewegt sich der Zug durch das Dorf. Natür= lich hat er verschiedene Haltestellen, wo der Senn und die zwei Sirten folgendes Gespräch führen:

#### Genn:

Oh, compagni in che paese siamo noi? Se, Freunde, in welchem Dorfe find wir?

#### Erster Birt:

Siamo à Marmorera, non hai visto là su quella stanga che sta scritto Marmorera? Wir sind in Marmels, sahst bu nicht dort auf sener Stange, daß geschrieben stand "Marmels"?

#### 3meiter Birt:

Oh! Dio, che paese! non c'è altro che due o tre case con qualche stalla, altro non si vede che cielo e monti.
Qui non possiamo restare per questa notte. Uch Gott, ist das ein Dors! Es sind nur zwei oder drei Häuser mit einigen Ställen, anders sieht man nicht, als Himmel und Berge. Hier können wir nicht übernachten.

#### Genn:

Ebbene, in una mezz'ora siamo à Sur. Run gut, in einer halben Stunde sind wir in Sur.

Er ster Hirt:
Sur, Sur è peggio che peggio.
Non giace nemmeno presso la strada postale e non c'è nemmeno un'osteria.
Sur, Sur ist noch viel schlimmer.
Es liegt nicht einmal an der Landstraße und besitzt ja feine Wirtschaft.

3 weiter Hirt:
Ebbene in un'ora siamo ci Molini,
Ai Molini c'è un bellissimo Albergo
per noi, beveremo, e canteremo
allegramente e chi la sa godere!
Gut, in einer Stunde sind wir in
Mühlen. Mühlen besitzt ein pracht=
volles Hotel für uns, wir werden
trinsen, singen, fröhlich sein, laßt uns genießen!

Senn: Quanto ne avete voi? Bieviel besitzt ihr?

Erster Sirt:
Jo non ho altro che due o tre
palanche, e credo che neppur
queste siano buone, perchè sono
italiane.

Ich habe nichts anderes, als zwei ober drei Planken\*) und ich zweisle, ob die überhaupt gültig sind; es ist italienische Münze.

Zweiter Hirt: Ebbene ho sentito che qui à Marmorera siano della buona gente, anderemo di cas'in casa a domandare la carità. Tröstet euch, ich habe gehört, daß hier in Marmels barmherzige Leute seien; wir werden von Haus zu Haus gehen, ein Almosen bittend.

<sup>\*)</sup> Plante = Geldstüd der Tostaner.

#### Alle:

La carità, la carità e viva la gente di Marmorera! Ein Almosen, ein Almosen! und hoch lebe das Volt von Marmels!

Vielleicht wird mich der eine oder der andere meiner Rameraden im Unterland, der diese bescheibenen Ausführungen lieft, fragen, warum bei ei= nem Bolfsbrauch in einem stockromanischen Dorfe ausgerechnet ein italienisches Gespräch gehalten wird. Es mag das jum Teil daber fommen, daß die Seelforge bei uns fast immer von italienischen Rapuzinerpatres besorgt wurde, die als Ortsgeist= liche einen großen Einfluß auf unsere Volksfeste hatten und diese meistens leiteten. Zudem weicht unfere Mundart ziemlich stark von der Oberhalb= steiner Schriftsprache ab und nähert sich im ent= sprechenden Grade der italienischen Sprache. Das mag auch ein Grund sein, warum jett das Roma= nische aus unserer Volksschule verschwunden und das Italienische an seine Stelle getreten ift. Gott sei Dank, haben nicht alle Gemeinden des Oberhalb= steins unser altes, schönes Idiom so grausam be= handelt. In den übrigen Dörfern geht die Bubenschar am erften Marz unter die Fenfter und fingt das anmutige romanische Liedchen:

> "Calonda Mars, calond'Avregl," Laschè la biestga ord nuvegl. L'érva crescha, la neiv schmarschescha. Lez dar a nous, che Dia az banadescha. Cucu, cucu, clom or digl got, Erva, erva vign'igl bagn bot, Plompa, plompa lasch', ta catar. Lasch'ans cantar, sunar, balar. Igl anprem de da Mars Lagnsa cuschinar Pizochels, pizochels Lagnsa giantar. Lagn ni sadar ni sapuladrar: Leghers, leghers lagnsa bagn star." Treibt das Vieh binaus zur Weide. Das Gras wächst, der Schnee schmilzt. Wollt uns etwas geben, daß Gott euch segne Rudud, Rudud ruft's aus dem Wald. Gras, Gras gibt es ja bald, Glode, Glode laß dich finden. Last uns singen, spielen, tanzen, Um ersten März Wollen wir tochen; "Pizodel, Pizodel" Wollen wir essen. Wir wollen weder raufen noch taumeln, Fröhlich, fröhlich wollen wir sein.

Nach dem Umzug geht man wieder in das Schulhaus zurud, Zwei Abgesandte, ils porta satgs

(Sacträger), gehen jett von Haus zu Haus und nehmen die Gaben, die von der Einwohnerschaft freigebig gespendet werden, schmunzelnd in Empfang. In manchen Orten bitten sie um diese Gaben mit folgenden Worten:

Calonda Mars, calond'Avregl, Laschè las vatgas ord'uvigl! Las vatgas von cun igls vadels, Las tgoras cugls ansols, Las gaglinas fon igls ovs, L'erva crescha, La neiv schmarschescha, Schi ans dez ensatge, Dia az banadescha, Schi ans dez navot, Sch'igl louv az sblota E magna giu da Scalota\*) Treibt die Rübe aus dem Stall! Die Rühe geben mit den Rälbern, Die Ziegen mit den Zicklein, Die Bennen legen Gier, Das Gras wächst, Der Schnee schmilat. Gebt ihr uns etwas; Dann fegnet euch Gott. Gebt ihr uns nichts, So zerreißt euch der Wolf Und wirft euch über Scalota hinunter.

Diese Gaben bestehen zum Teil aus Eiern, Butter, Reis, Kastanien und bergleichen. Daraus tocht dann ein füchengewandtes Schulmädchen ein vortrefsliches Nachtessen. Nach dieser gemeinsamen Mahlzeit wird capitschela (Blindefuh) gespielt. Unterdessen geht der Tag zur Neige. Der letzte Sonnenstrahl ist dem düsteren Schleier der Nacht gewichen. Eine friedlich seierliche Stille herrscht im kleinen Bergdörslein; nur im geräumigen Schulzimmer rast noch der Uebermut der Knaben. Plötzlich verstummt auch dieser Lärm. Fröhlich und zusprieden gehen die brüderlich gemeinsam aufgewachsenen Jungen auseinander und ziehen sich in ihre Häuser zurück.

Wohl mancher wird mit dem Gedanken: "Schade, daß Calonda Mars nur einmal im Jahre gefeiert wird," entschlummern.

Im Engadin hat sich auch das Chalanda Marz in der Hauptsache ähnlich erhalten, nur mit dem Unterschiede, daß dort der Nachmittag, der bei uns mit Kinderspielen zugebracht wird, die Gestalt eines Kinderballs angenommen hat, wobei sich alle Schüler und Schülerinnen bis spät in die Nacht hinein im Reigen schwingen.

Man mag sich zum Kinderball stellen, wie man will; daß er aber mit pädagogischer Notwendigkeit in einen Volksgebrauch der Schuljugend hineinge-

<sup>\*)</sup> Scalota ist ein steiler Abhang zwischen Mar= mels und Mühlen.

hören soll, vermag ich nicht einzusehen, und die Tatsache, daß die Schulbehörden einiger Engadiner Gemeinden, unter welchen die tonangebendste jene von St. Morit ist, in letter Zeit den Kinderball abgeschafft haben, bestärft mich in meiner Auffassung.

Calonda Mars ist ein uraltes Jugendsestchen, das sogar römischen Ursprungs sein und den Frühlingseinzug mit der traditionellen Alpfahrt symbolisieren soll. Daß es das Herannahen des Lenzes mit seinen warmen, sonnigen Tagen und all seiner Pracht und Herrlichseit verfünden soll, kann man mit ziemlicher Sicherheit aus den Liedern, die die Festseiernden am ersten März singen, schließen. Wer aber diesen eigenartigen Volksbrauch unter die fritische Lupe nehmen möchte, um ihn mit den Verhältnissen unserer hochgelegenen Alpentäler in Uebereinstimmung zu bringen, wird sich vielleicht sagen, daß derartige Frühlingsseste dem Zeitpunkte nach eigentlich mehr in das milde Italien als in unsere wilden Gegenden passen. Doch die alte Trabition des Calonda Mars — das Wort stammt vom römischen "Calendae". — frägt nicht darnach; sie hat sich beinahe in unveränderter Weise von altersher bis auf den heutigen Tag erhalten, und das ist schollen Wärz ist nicht nur den Schulbuben willkommen, nein, er ist sür alle Dorsbewohner ein Tag der Freude.

Mögen nicht nur unsere bestehenden alten, schönen Volksbräuche weiter leben, sondern auch recht viele von denen, die im Laufe der Zeit verschwunden sind, der Vergessenheit entrissen und wieder zur Kenntnis des neuen Geschlechtes gebracht werden!

## Des Bergbuben Reise ins Seminar

Erzählt von F. B. Sch.

Mehr als ein Vierteljahrhundert ist darüber hinwegerollt, seitdem ich als junges Blut, nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten, ins Seminar von Zug eintreten konnte. Und ich war ein Bergbub, rauh und eckig, dabei scheu und undeholsen im Verkehr mit der übrigen Welt, ein Bergbub, der wohl verstand über grüne Verghöhen hinzuspringen, Kühe und Rinder zu hüten neben der Schulzeit, der wohl die Vogelnester und Fuchshöhlen in den nahen Wäldern kannte, der aber noch nie allein auf einer Eisenbahn gefahren war und eine Großstadt nur vom Hörensagen kannte.

Ein älterer Bruder begleitete mich ins Toggen= burg, und von hier übernahm ein lieber Onfel, ein biederer Meggermeifter, die Führung. Mit dem ersten Frühzug ging's von Wil gegen Zürich, wohin mein Begleiter Geschäfte halber gehen mußte. Der neblige Oktobermorgen war nicht dazu ge= schaffen, mir die landschaftlichen Reize dauernd in die Seele einzuprägen. Aber der Zug ging, und das gefiel mir. Endlich fuhren wir in das Häusergewirr der Stadt Zürich und bald nachher in die Halle des Bahnhofes ein. — Und da! Die vielen Menschen, die wie die Ameisen durcheinander liefen! Das Gerassel der Züge! Die gewaltige Halle! Der Escherbrunnen vor dem Bahnhof, die Pferdetrams, die Rutschen und Wagen, die hohen Gebäude, die Läben und Schaufenster mit den vielen schönen Sachen! Alles das verwirrte meine Sinne. Mein stadtgewandter Führer und Begleiter, der Amerifas Städte durchwandert hatte, wollte mir Freude bereiten; er führte mich über Strafen und Pläte, in das städtische Schlachthaus, in die altkatholische Rirche; er fuhr mit mir auf dem Pferdetram und auf der Drahtseilbahn; und wir verschwanden bann und wann in einem Restaurant. Das Leben und Treiben, das Ungewohnte und Neue erweckten mein Erstaunen und meine Verwunderung; aber nach ein

paar Stunden ermübete mich die Stadtwanderung derart, daß mir eigentlich schwindelig wurde. Gegen Abend nahte die schwere Stunde, da ich allein meinem Schickfal überlassen sein sollte. Der Onkel brachte mich in die Einsteighalle des Bahnhofs zu jenem Geleise, auf welchem mein Zug nach einiger Zeit einfahren sollte. Sier mußte ich warten, bis ber Zug kam. Fort war der gute Better, verschwun= den im Menschengewühl, und ich war allein, fern von Mutter und Vater, in der großen Stadt, unter lauter fremden Menschen, ein unbekanntes Ziel vor meinen Augen. Ein Gefühl der Angst und Beflommenheit rieselte durch meinen Leib. Der Uhrzeiger rudte vorwarts, nach den Mitteilungen des Onfels hätte der Zug da sein können. Wenn sich der Onfel geirrt hätte? Wenn ich mein Ziel heute nicht mehr erreichte? In steigender Erregtheit wandte ich mich an einen Bahnbeamten. Seine Bersicherung, der Zug werde auf dieses Geleis fommen und bald einfahren, beruhigte meine ängstliche Seele nur fur furze Zeit. Daß zwei Linien meinem Bestimmungsorte zuführten, davon hatte ich feine Ahnung. "Altstetten=Affoltern=3 u g" flang's von einem andern Bahnsteig her. Nach Zug mußte ich heut abend noch unter allen Umständen. In ein paar Sägen stand ich brüben. Der Kondufteur sah meine Angst und Aufregung. "Zeigen Sie das Billett! — Sie müffen nachzahlen." "Das tu ich schon, wenn ich nur sicher nach Zug komme." Baldging's durch unbekannte Gegenden. Nach einer Stunde Fahrzeit näherte sich der Zug von Cham her in weitem Bogen meinem Ziel. Am Zugerberg drüben flammten schon die Lichter der Stadt. "Zug, alles aussteigen!" Um Tage hätte es mir feine Sorge bereitet, das Seminar zu finden. Das Bild vom Pensionat St. Michael auf dem Umschlagblatt des Prospektes stand fest in meinem Gedachtnis. Aber jett war es Nacht. "Nun, ich werde das

große Haus schon finden, es mussen da sicher recht viele Lichter brennen." Der erste, ben ich barnach fragte, wußte mir keine Auskunft zu geben. Eine Frau entgegnete mir, ich musse noch weit hinunter an den See, dann links halten. Alfo los, die Straße geradeaus! Die graue Fläche ohne Lichter, das war der See. Run links, zuerst dem See entlang, dann burch eine enge Gasse, unter dem Zeitglodenturm hindurch auf den hellerleuchteten Sauptplatz, wo die Wege wieder auseinandergingen. Der Platz war in jenem Augenblick menschenleer. "Du wirft es schon finden," dachte ich und lief vorwärts, die erste beste Strake. Das große, sabrikähnliche Gebäude mußte ja jeden Augenblick vor mir stehen. Die Zeit drängte. Aber die Schar der brennenden Lichter wurde immer dünner. Bald zündeten, unterbrochen von dunklen Straßenstreden, nur noch vereinzelte Lichter in die Nacht hinein. Ich war auf dem un= richtigen Weg. Um halb 8 Uhr sollten die Zöglinge im Penfionat sein! Wohin nun? Was nun? Was wird man von mir benken, wenn ich zu spät komme? Schweistropfen rannen über die Stirne. Nur mit Mühe verhielt ich das Weinen. Da, einige zehn Schritte vor mir hörte ich sprechen. Rasch waren sie eingeholt, diese Leute, Mutter und Tochter. "Wo ist das Penfionat St. Michael?" "Sie find auf bem falschen Wege, da fommen sie ja nach Aegeri. Aber kommen Sie mit uns, wir werden Ihnen den Weg zeigen." Ich atmete leichter. Nach ungefähr einer Viertelstunde sah ich wirklich das große Haus mit den vielen Lichten. Ich verabschiedete mich mit aufrichtigen Dankesworten.

Das Hoftor des Seminars stand offen, und aus dem hellen Speisesaal des Hauses ertonte lautes Schwatzen fräftiger Bubenstimmen. Mein Berg flopfte mir ordentlich beim Betreten des Hauses. Bu wem muß ich nun gehen? Bum Berrn Direftor? Doch sicher! Welches ist sein Zimmer? Was wird der Berr sagen, da ich so spät und so allein fomme? Ratlos stand ich einige Minuten draußen im Gang, in der Erwartung, es werde fich Gelegenheit bieten, über diese Fragen Auskunft erhalten zu können. Umsonst. So trat ich denn in den Saal zu den andern Zöglingen. Das wachsame Auge des Präfetten erspähte mich. "Bist du soeben angekommen?" lautete die Frage. Dann aber führte er mich in den Schlaffaal und zeigte mir Bett und Schrant. Mit den andern Buben, die lachten und scherzten und sich schon balgten, setzte ich mich zu Tische, froh, mein Reiseziel erreicht zu haben und doch bangen Herzens, benn noch stand die Aufnahmsprufung bevor.

#### Meine Lieblingsdichterin

"Eine Dichterseele gibt uns aus dem Reichtum ihres eigenen Herzens. Sie muß rein und edel, heilig und erbarmend sein." Solch eine echte Dich= terin war Maria Herbert, die liebe, gütige.

Geboren wurde sie am 20. Juni 1859 im altertümlichen Städtchen Melsungen. Sorgsam wurde sie von ihren Eltern behütet. Zu ihrem Bater, von dem sie Wahrheitsliede und Bekennermut geerbt, flehte sie: "Lehr' mich so einfach sein wie du." — Doch genoß sie nicht für lange Zeit selige Kindertage; bald wurde das Leid ihr stiller Gefährte. Trauernd gedachte sie der so bald entschwundenen Seligkeit, der verschütteten Friedenshallen. Von der Jugend, die in langen Locken an ihr vorübergegangen, verlangte sie ihr Recht.

"Gib, so rief ich, mir bas suße Glück, Das du damals schuldig mir geblieben! Meine Hoffnung, gib sie mir zuruck Und mein Recht auf grenzenloses Lieben!"

Früh regte sich in Maria die Dichterin. Sie mußte singen und schrieb nieder, was sie erlebte und fühlte. Ihr Talent wurde gefördert durch das Einwirken einer jungen Amerikanerin. Eifrig arbeitete sie weiter. Und das Leid meißelte an ihrer Seele. Da fand sie einen Freund, der später ihr Gemahl wurde: Heinrich Kreiter. Des Lebens Sommersonne ruhte auf ihr.

"Run steht mein Garten der Rosen voll, Run glüht es auf allen Rabatten, Die roten Flammen brechen hervor, Die lange geschlummert hatten."

Doch wie schnell verflogen die zehn Jahre stillen Glückes! König Tod, der ihr den Bater geraubt, holte auch ihren Gatten. Aber in ihrer Seele lebten seine Lieder und das Bild des Grabes, auf dem Rosen blühten. Von Rosen sang sie so gern:

"Einen Strauß von Rosen gab das Leben Lächelnd mir in meine offne Hand, Und ich schloß so fest darum die Finger, Daß sich Wundenmale eingebrannt."

Sie brach nicht zusammen nach dem Tode ihres Gemahls. Sie war sich ihrer großen Aufgabe bewußt; sie mußte sorgen für ihre Mutter und für ihre Kinder. Und diese Sorge brachte viele ihrer Werke an die Oeffentlichkeit; so erschloß uns die weheste Herzenswunde die Schätze eines reichen Gemüts. Maria Herbert gab aus der Fülle ihrer tiesen Seele; sie war voll hingebender Mütterlichkeit, voll starker Wahrhaftigkeit und ebeln Verstehens. Sie war eine Opferseele, an die der Ruf ergangen war:

"Du aber sollst mit Opferschalen steh'n Wie eine Priesterin aus alter Zeit — Im Bestatempel, wo ein Feuer schwelt, Das nur bem Himmel seine Gluten weibt." Wie liebte sie das Kind, dem sie alles gab, das Leben und jede Stunde ihrer Arbeit; die Wirklichkeit schenkte sie ihm und hätte den kleinen, holden Buben gern für sich gehabt, doch:

"Dein Glud, mein Kind, werd' mit Gebet und Schweiß

Ich von dem Leben dir erringen muffen."

Wieder nahte der Tod und nahm der Dichterin die Mutter, die sie so sehr geliebt. Umsonst flehte sie um einen Trost, ein süßes Wort, ein inniges Versteh'n von der Geschiedenen.

"Seb' aus dem Grund dein lang begrab'nes Haupt Und lächle mich noch einmal gütig an.

Ach — feine, die so fest an mich geglaubt, Ach — feine, die so viel für mich getan."

Die Einsamkeit, die der großen Oroste den Blick weitete, war auch Maria beschieden. In dieser Einsamkeit wurde sie immer größer. Sie strebte den Läuterungsweg des Kreuzes hinan. In ihrem Leide lernte sie die Menschen immer besser verstehen, sah immer tieser hinein in ihre Not. Maria Herbert bleibt nicht an der Oberssläche, sie geht in die Tiese der Seelen und gibt aus ihrer eigenen Tiese. Sie fühlt sich berusen, Licht, helle, wärmende Sonne ins Dunkel zu tragen.

"Wir sind die Fadelträger fremder Nacht, Die aus der Liebe Gottes frei Erzeugten, Wir kommen zu der Armen Niedrigkeit Zu schwer Gebeugten."

So faßt Maria Herbert ihre Kunst auf; sie ist eine Dienerin der Liebe. Aus allen ihren Erzählungen spricht der Wunsch, der Menschheit zu helsen, sie auf Höhenpfade zu führen.

Zu ihren ersten Werken gehört der Roman "Das Kind seines Herzens". — Graf Beftlar ift ein Sonderling. Er haft die Welt. In frühester Jugend ist eine Saite in seiner Seele gesprungen, er hat etwas vom Rostbarsten, was ein Rind be= sigen fann, verloren: den Glauben an seine Mutter. Und damit verliert er den Glauben an alle Menschen; die Tore seines Herzens bleiben selbst dem eigenen Bruder verschlossen. Die Sebenswürdigkeiten fremder Länder, die Wiffenschaft follen ihn vergessen lehren. Doch endlich ist er der Einsamkeit müde. Für wen lebt er? — "Welch ein Wort, für sich selbst leben! es heißt tot sein." Er will seine Gedanken nicht mit ins Grab neh= men, und weil er seinem Leben Inhalt geben will, adoptiert er ein kleines Mädchen. Dieses Kind soll ganz sein eigen sein; der leibliche Vater muß auf alle Rechte verzichten. Graf Seglar erzieht Alexandrine gang für sich; sein Werk soll sie sein, das Kind seines Herzens. Wohl erreicht das junge Mädchen eine gewisse Bildung, aber das Gemut, das doch die eigenste Kraft der Frau ist, bleibt leer; und so ist es des Erziehers Schuld, daß das

Kind, das er in seinem Egoismus nur für sich haben wollte, auch nur sein eigenes Glück sucht; das lebhafte Blut seiner Eltern regt sich, Alexandrine will hinaus in die schöne Welt. Und so muß der Graf, der nach seiner bitteren Enttäuschung lernt, sich am Glücke seines Bruders zu sonnen, bekennen, daß der Mensch nur groß ist, wenn er über sein eigenes Selbst hinauskommt.

Lieb ist des Grafen Bruder, der fröhliche und boch so ernste Major, der ob allem Leid immer wieder an das Gute im Leben glaubt, mit seiner Frau, Alexandrinens schlichter, anmutiger Schwester, der die Mutter wohl nicht die glänzende Schönheit, aber ihr treues Herz geschenkt.

Maria Herbert strebt stets nach dem Idealen. Wie schmerzt es sie doch oft, wenn Menschen, die einander am nächsten sein sollten, kalt anein= ander vorbeigehen oder einander in versteister Selbstsucht das Leben verbittern. Die Dichterin erkennt diese Not; sie will den Seelen helfen zu innigem Verstehen, zu opferfreudiger Liebe, die sich leider so oft erst über dunkeln Grabeshügeln regt. In der "Lebensbeichte" wirdt sie um gröstere Innerlichkeit, um stärkeres Einanderkennen, wie sie selbst im Vorworte sagt.

Wie wenig fümmert sich doch der fröhliche Student um die Interessen seiner Mutter! Er hat sich, wie sein Bater, baran gewöhnt, daß sie sich in seine Gedanken hineinlebt, hat ihr großen Rummer bereitet, und erst wie er den Todesengel an ihrer Seite sieht, kommt ihm zum Bewußtsein, was sie für ihn war. Jemand, der sorgte, pflegte wenn man frank war, betete, wenn man ins Eramen ging, weinte, wenn man Unrecht tat, das war sie! Doch er will gutmachen. Und so bemüht er sich endlich, die Mutter, die für ihn gelebt, zu verstehen, sieht mit Bewunderung, welch tiefe, innerliche Natur sie ist, die sich niemals blenden läßt durch äußern Glanz, und diese letten Bochen, in denen die Beldin des Opferns, des stummen Ertragens ihr Rind gang für sich hat, find wohl ihre gludlichsten. Und auch der Sohn wird innerlich im Unblick der Seele seiner Mutter, die wie ein schönes Land voll Wunder vor ihm liegt! — Und doch, wie schnell verliert er sich wieder in kalter Aeuherlichteit! Wie rücksichtslos ist er selbst gegen seine zarte, aufopfernde Gattin, die doch bedin= gungslos an ihn glauben wollte. Ehrfurcht vor Rathrinlies durchschauert ihn, wie er auf der er= sten Seite ihrer "Nachfolge Christi" die Worte lieft: "Tiefe Liebe ift eine tiefe Wahrhaftigkeit" und dann wohl die viel später geschriebenen: "Gott allein genügt." Er befennt, daß sie zu den starken Seelen gehört, die von den Enttäuschungen nicht gebrochen werden, die das Leid nur viel enger mit Gott verbindet. Erft nachdem ihre Kräfte aufgezehrt sind, findet er Zeit, mit ihr nach dem

Süben zu reisen. Wie sie nach der Totenmsel Benedigs hinaussahren, seiern beide ihren Abschied
von einander, und es beginnt die schönste Zeit ihres Daseins, in der sie ganz füreinander leben. —
Nachdem die stille Frau geschieden, wächst der
junge Mann an der Größe ihrer stillen Seele, befolgt aber auch die Lehre, die ihm seine Mutter
über das Grab hinaus gegeben hatte: Daß unsere
Liebe zu den Toten sich darin betätigen soll, daß
wir ihr Leben in uns fortseten. —

Maria Herbert ist eine echte Frau; das tritt immer in ihren Werken hervor. In unsern Tagen, wo das Weib die Rechte des Mannes auch für sich beansprucht, wo es doch seine schönste Aufgabe wäre, seine frauliche Pflicht, mit der ihm viel mehr gegeben ist, als dem Manne, treu zu erfüllen, helsend, verstehend, da ist es eine Wohltat, reinen Frauengestalten zu begegnen, wie sie uns Maria Herbert in ihren "Unmodernen Frauen" schildert. Ia, es gibt gewiß noch solche, und wenn es ihrer viele wären, könnten sie viel Friede und große Freude in die Welt tragen und der Menscheit große Männer und Frauen erziehen.

In einem Kahne sich wiegend, die tiefen Augen träumend in die Wellen des Sees versenkt, finden wir Sibolla, das schöne, schlanke Mädchen, das so wohl behütet ist, das ruht am Berzen der Natur. Faft bangt uns vor dem Augenblid, in dem dieses Kind mit der Welt in Berührung kom= men wird, die es nur aus Büchern kennt. Und boch wäre es gut, wenn Sibylla, auf beren We= jen eine stille Schwermut liegt, auch helles Jugendlachen hörte. — Endlich findet sie eine Freun= din, die ihrer wurdig ift, ein willensstartes Madden, das weiß, daß nur das Leben, das reich ist an freudigem Schaffen, wert ift, gelebt zu werben. Und in seinem Bruder, dem idealen Arzte, sehen wir einen wahrhaft edeln Mann. Wie fcon fagt er in einem Briefe an seine Schwester, die Musiferin ift, sie solle die Menschen mitnehmen in eine heitere und schöne Welt, damit sie den Kampf wieder leichter auf sich nehme, er aber musse alles Elend, alle Schuld kennen, um helfen zu können, "denn nur die Wissenden können helfen und verstehen". Der Beruf des Arztes, wie diefer Menschafreund ihn auffaßt, ist etwas Erhabenes. —

Es scheint fast unbegreiflich, daß ein Mensch, der so schwere Schuld auf sich geladen hat wie Bettina, so tief sühnen kann. Sie gibt sich hin für Mann und Kind ihrer Schwester in aufopferneber, geduldiger Liebe. — Doch das Herz, in dem großer Haß gewohnt, ist auch fähig zu heißer Liebe.

Und dann die stille Maria, die in ihrer ungestillten Trauer um ihr früh verlorenes Kind, in ihrer Liebe für die Urmen gern alles hingäbe, die unerschütterlich an die Wahrhaftigfeit der Menschen glaubt.

Ja, es sind herrliche Frauengestalten, die die Dichterin in diesen Novellen zeichnet, "der Typus der Güte, der Einfachheit und Selbstzucht."

In einem ihrer Lieber greift sie zurück in die traurige Zeit des Hexenwahns. Wie schön ist die Iungfrau mit den großen, hellen Augen trot des Brennens und Folterns, als sie die Freiheit, die ihr ein leidenschaftlicher Iunker dietet, verschmäht und jauchzend dem lodernden Feuer die Arme bietet:

"Ich komme, o Freiheit, o selige Lust, Ich komme, ihr rettenden Brande."

Ratürlich ist es, daß Maria Herbert verehrend und liebend aufblickt zur größten Dichterin, zu Annette von Droste, die sich emporgerungen zur Nähe Gottes, der ungestillte Liebe, tiefe Demut, inniges Verstehen und heiße Worte gegeben waren.

Doch auch große Männer preist Maria. Sie versenkt sich in die Kunst eines Leonardo, eines Raffael; doch der liebste unter den Künstlern ist ihr Michelangelo, der so lange einsam gegangen, in dessen dunkle Tiesen nur eine Seele geschaut, die er auch so bald vermissen mußte, die große Bittoria Colonna. Gerade diese Einsamkeit gab ihm die große Sehnsucht, die er mit überschäusmender Kraft in den Stein goß, aus dem er mächtige Gebilde schuf, dem er sein stolzes Leben ansvertraute.

"So konnt' ich tun! Doch als zum Ende kam Mein irdisch Sein, da kniet ich doch vor Gott Mit heißen Augen, tränenüberwogt."

Vor dieser letzten Stunde, vor der die Stolzesten beben, wurde auch Maria Serbert bange. Sie sleht einen lieben Menschen an, ihr beim Nahen der Sterbestunde beizustehen:

"Mit beiner Hand in meiner Hand Will ich vor Gottes Antlitz treten. Lieb — eine Stund vor meinem Tod — O komme, komm', mit mir zu beten."

Doch sie brauchte sich nicht zu fürchten, sie hatte so viel für die Menschheit getan, so viel ge-sungen in der Sprache, die sie reden mußte. Unzählig sind ihre Erzählungen. Sie rang sich durch heiße Lebensstürme und wandte ihre Schritte der ewigen Sonne zu. So konnte sie ja in Frieden sagen:

"Mein Herz ist ein getroster Gast, Es schreit nicht unter seiner Last, Es fügt sich ganz im stillen In seines Gottes Willen."

Furchtlos durfte sie bieses Jahr zur ewigen Ruhe gehen, zur Bereinigung mit ihren verstorbenen Lieben. Ihre Bücher aber reden und wirfen weiter. Lisel Schumacher, Baldegg.

#### Vom Lehrer und vom Erzieher

Unter meinen Klassengenossen sind einige, die einst wohl recht treffliche Lehrer werden. Zu dieser Gruppe kann ich mich selbst kaum rechnen. Ich bekenne es neidlos, sogar stolz. Denn ich möchte einst vor allem Erzieher werden. Die so oft gehörte Forderung, daß einer Lehrer und Erzieher sein soll, ist nur beschränkt erfüllbar.

Lehrer und Erzieher sind wesensverschieden. Zwar treffen wir den reinen Topus nur in der Theorie; das Leben zeigt die verschiedensten Misschungen. Der eine ist mehr Lehrer, der andere mehr Erzieher. — Der Lehrer steht dem Wissenschaftler nahe, der Erzieher ist dem Künstler verwandt; die Menschheit bedarf aber beider.

Dem echten Lehrer ist der Wissensstoff die Hauptsache; im Schüler sieht er vor allem das denkende Wesen, dessen Intellekt er auszubilden hat. Der echte Erzieher dagegen achtet leicht das Unterrichtsgut gering; im Kind erkennt er die Gesamtpersönlichkeit, die er nach seder Richtung zu fördern gewillt ist.

Der Lehrer hat die leichtere Aufgabe; benn alle bildenden Einflüffe wirfen mit ihm in der gleichen Richtung. Der Schüler selbst will seine Kenntnisse vermehren, nach denen er hungert und Verlangen hat. Die Eltern schätzen den Wert des Wissens und wünschen ihr Kind für den zeitlichen Kampf zu wappnen. Auch die Mitschüler unterstüßen die Arbeit des Lehrers, ob sie wollen oder nicht; denn der Umgang mit Kameraden witigt, macht flug u. pfiffig.

Uch, wie viel schwerer hat es der Erzieher! Elternhaus und Gasse hemmen oder vernichten gar oft den erzieherischen Einfluß von Schule und Kirsche. Und das Schlimmste wohl ist, daß der Zögling selbst dem Erzieher nicht unbedingt mithilft.

Auch wir Seminaristen machen es nicht beffer. Wohl geben wir uns ganz hin, wenn in einer Stun= de etwas geboten wird, das uns wissenschaftlich padt; aber widerstrebend verhalten wir uns, wenn man uns auf Kehler aufmerksam macht, selbst bann, wenn es in aller Güte geschieht. Wie brennen wir darnach, gescheit zu werden und von unsern Pro= fessoren viel zu lernen, wie leicht aber sind wir ver= stimmt, wenn wir merken, daß einer uns etwas anderes beibringen will als Wiffen! Den erzieheriichen Beeinfluffungen gegenüber find wir gewöhnlich sehr fritisch eingestellt; wir haben eine feine Witterung für Unspielungen und Bemerfungen. Dem Lehrer gegenüber sind wir sozusagen fritiklos. Wir nehmen an, daß er seine Sache versteht; und wir glauben ihm und lassen uns vertrauend führen. Gewiß haben wir keinen Grund, an der Erfahrung und an der redlichen Absicht unserer Erzieher zu zweifeln; aber hier wollen wir manchmal nicht glauben und vertrauen.

Benn wir einst selbst vor Schülern stehen, werden wir wohl die gleiche Beobachtung machen. Der Lehrer wird und kann sich damit leicht absinden, wenn er nur sieht, daß die Klasse an Wissen und Können wächst. Benn das Examen gut abläuft und der Inspektor den Unterrichtserfolg anerkennt, dann wird der Lehr er aus vollem Herzen dem lieben Gott danken für das früchteschwere Schuljahr. Der Lehrer hat seine Arbeit getan, und wenn er sie pflichtbewußt leistete, wird ihm und andern offenbar, daß die Schüler vorwärts gekommen sind.

Unders steht es um den Erzieher. Keine Prüsung, auch wenn sie eine Boche dauerte, kann seinen Erfolg dartun. Nicht einmal er selber kann die Gewisheit haben, daß seine seelsorgerische Urbeit nachsaltige Wirkung haben wird. Mancher Schüler, auf den er große Hoffnungen setze, wird ihn später entäuschen. Manches Unkraut wird wachsen und wuschen, das er glaubte ausgerottet zu haben. Manches edle Reis, das er einem Wildling aufpfropste, wird geknickt werden oder verdorrend absterben.

Wird sich ber Erzieher ob solchen Ersahrungen entmutigen lassen? Er fann es nicht! Denn wer Erzieher ist, fühlt sich getragen von einem hei-ligen Optimismus. Er kennt die Mühen und Wiberstände, aber seine Kraft erlahmt nicht. Selbst wenn er in einer bittern Stunde verzagt war, rafft er sich von neuem wieder auf, und bei allen Mißersolgen tröstet ihn das unverlierbare Bewußtsein, das Beste gewollt zu haben.

Die erzieherische Persönlichkeit mag von der Welt verkannt werden. Gott allein kennt sie in ihrem wahren Wert. Gleich wie der Lehrer hoffend auf das Schuleramen bangt, so denkt der Erzieher, hoffend und sorgenvoll, an die letzte Schlußprüfung, vor der kein Schein gilt, wo schonungslos das Hohle hohl und anerkennungsvoll das Bolle voll befunden wird.

Möge der gerechteste und gütigste Inspektor mir und meinen Klassengenossen gnädig sein und uns und allen unsern einstigen Schülern das wertvollste Reisezeugnis ausstellen können. H. M.

#### Unter dem Kreuze

.....

Wein Herr, ich sehe Dich entstellt in Todesschmerzen winden, da muß der Haß der ganzen Welt und alles Böse schwinden.

Nur Liebe, Liebe bleibe noch, und ihre Rosen reichen vom Kreuz zur Welt, von Gott zu Mensch, bis alle Schatten weichen.

Erifa Schubiger, Chur.